MUSIC - UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 07198 708 5

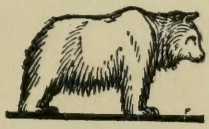
# Meister-Briefe

## Felix Mendelssohn Bartholdy

ausgewählt und
erläutert von

Ernst Wolff

mit vier Porträts



Berlin 1907
B. Behr's Verlag

ML
410
M5W6

LIBRARY
JUN 8 1962
UNIVERSITY OF TORONTO

797508

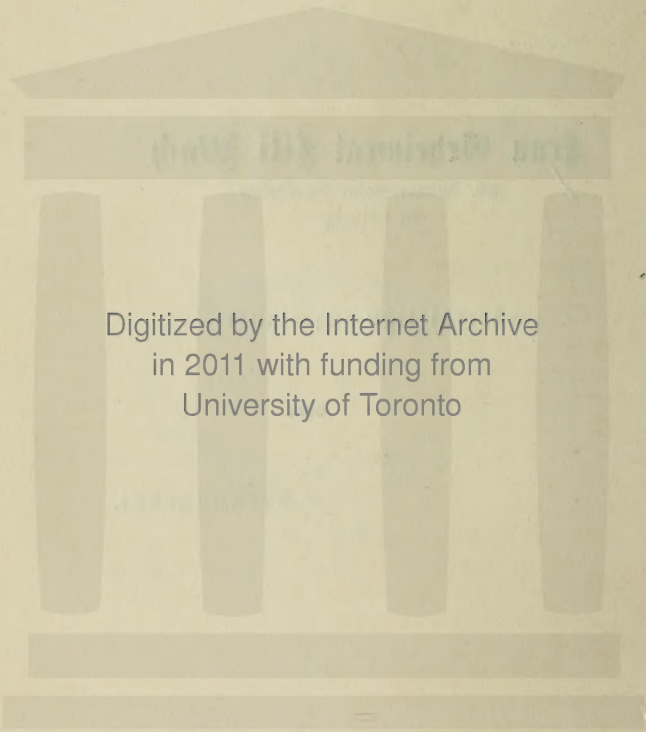
**Frau Geheimrat Lili Wach**

geb. Mendelssohn Bartholdy
in Leipzig

ehrerbietigst zugeeignet

vom

Herausgeber.



Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/felixmendelssohn00mend

# Vorwort.

Von den bedeutenden Tonkünstlern, die uns einen Schatz wertvoller Briefe hinterlassen haben, ist Felix Mendelssohn ohne Zweifel der größte Virtuose der Briefstellerei. Mit derselben Leichtigkeit und musterhaften Klarheit, die ihn als Tondichter auszeichneten, verstand er auch seine Gedanken in die Kunstform des Briefes zu bannen, und wie es dem wahrhaft schöpferischen Geiste geziemt, ragt seine briefliche Hinterlassenschaft nicht nur durch Trefflichkeit der Form und des Inhalts sondern auch durch Vielseitigkeit und Fülle hervor. Geradezu staunenswürdig ist die schier unabsehbare Reihe von Briefen, die er in seinem kurzen achtunddreißigjährigen Leben abgefaßt hat, wenn man erwägt, daß dieses Leben durch unablässiges musikalisches Schaffen, durch eine glänzende Tätigkeit als Dirigent und als Klavier- und Orgelvirtuose und durch eine den Dilettantismus überragende, eifrige Beschäftigung mit der Malerei ausgefüllt war. Ferdinand Hiller, der langjährige Freund Mendelssohns, der 1839 in Leipzig Gast seines Hauses war und ihn so auf der Höhe seiner Schaffenskraft in unmittelbarer

Nähe beobachten konnte, bezeugt, daß ihm sein Briefwechsel die meiste Zeit gekostet habe, und wir werden diesem Zeugnis Glauben schenken dürfen, wenn wir aus einem Brief Mendelssohns an seine Mutter (v. 25. Januar 1841) erfahren, daß er in zwei Tagen 35 Briefe geschrieben habe. Aber auch Hillers Versicherung, daß Mendelssohn die gewaltige Bürde dieser Korrespondenz willig und freudig auf seine Schultern genommen und nie darüber geklagt habe, ist durchaus glaubhaft; schon ein Blick auf die ebenmäßige Zierlichkeit, den eleganten Schwung und die vollendete Klarheit und Leserlichkeit der Urschrift eines Mendelssohnschen Briefes läßt nachempfinden, mit welchem Behagen, mit wie freudigem inneren Anteil die Hand hier die Feder geführt hat.

Bei Mendelssohn trafen viele günstige Umstände zusammen, die sein angeborenes Briefstellertalent zur höchsten Vollendung zu entwickeln geeignet waren. Sein Vater Abraham, der Sohn des Philosophen Moses Mendelssohn, war ein geistvoller, scharfsinniger und federgewandter Mann, der seine Kinder geflissentlich zu ausführlichen brieflichen Ergüssen anspornte, und darin von seiner hochgebildeten und feinsinnigen Gattin Lea wärmstens unterstützt wurde. In Karl Wilhelm Ludwig Heyse, dem Vater des Dichters Paul Heyse, erhielten die Kinder einen hervorragenden Kenner und Erforscher der deutschen Sprache zum Hauslehrer, und der geistig vornehme Kreis des Elternhauses, der die feinsten Köpfe des literarischen Berlins jener Zeit vereinigte, war der günstigste Nährboden für die Entfaltung geschmackvoller Briefkunst. Bei Felix kam dazu noch die Anregung, die ihm lange und weite Reisen

ins Ausland boten, und seine bevorzugte Stellung als Künstler, die ihn allerorten bedeutendes erleben ließ und mit hervorragenden Zeitgenossen zusammenführte. Aber der hohe literarische Wert seiner Briefe beruht doch in erster Linie darauf, daß eine lebhafte schriftstellerische Ader in ihm pulsierte; nicht nur was er sagte, sondern auch die Art, wie er es sagte, bekundet den berufenen Stilisten, und sogar in poetischen Formen verstand er die Sprache zu meistern. Er lieferte eine Übersetzung der Andria des Terenz, die Goethes Beifall fand, seine Übertragungen verzwickter Sonette von Boccaccio, Cino und Cecco Angiolieri sowie eigene epigrammatisch zugespitzte Verse, die wir von ihm kennen, zeigen Formgewandtheit und feines Sprachgefühl. Hiller spricht sogar die Vermutung aus, daß er eine nicht geringe Anzahl lyrischer Gedichte verfaßt habe. Aber am liebsten betätigte sich seine schriftstellerische Neigung in der zwanglosen Form des vertraulichen Briefes. Denn gegen das eigentliche Musikliteratentum hegte er eine ausgeprägte Abneigung und hätte es nie über sich vermocht, wie sein großer Zeitgenosse Robert Schumann mit der Feder bewehrt in die Arena des literarischen Kampfes herabzusteigen. So gewandt er auch als vielgefeierter Künstler der Öffentlichkeit gegenüberzutreten wußte — in den Federkrieg, den auch seine Werke bisweilen entfesselten, griff er nie ein, da er nur durch seine Töne zur Mitwelt sprechen wollte. Aber um so lieber schüttete er sein Herz in Briefen aus, deren Zahl, Umfang und Ausführlichkeit uns heute, wo der elektrische Draht schriftliche und mündliche Mitteilungen mit Gedankenschnelle über den Erdball trägt, wo die Postkarte mit ihrer gemütlosen Offenherzigkeit

den feineren Briefstil nahezu vernichtet hat, fast unbegreiflich sind. Wie ihm die musikalischen Ideen in unerschöpflicher Fülle zuströmten, so fand er auch in seinen Briefen mühelos den treffenden Ausdruck für alles, was sein Herz bewegte, und da er bei aller Ausgefeiltheit der sprachlichen Wendungen doch frisch von der Leber weg zu schreiben pflegte, so liegt das Buch seines Lebens offen aufgeschlagen vor dem Auge des Lesers dieser Briefe. Durch ihre reizvolle Ungezwungenheit zeichnen sie sich vor manchen Leistungen berühmter Briefschreiber aus, die insgeheim vielleicht doch dem Gedanken Raum gaben nach dem Tode gedruckt zu werden, woran Mendelssohn gewiß nie im entferntesten gedacht hat. Frische Natürlichkeit und anmutende Herzenswärme beleben diese brieflichen Ergüsse, die stets mit feinem Gefühl auf die Individualität des Empfängers abgestimmt und doch zugleich für den Schreiber selbst so bezeichnend sind. Niemals, auch nicht in mehr förmlichen Zuschriften an Behörden und Hofleute, verfällt Mendelssohn in einen breitspurigen, schwerfälligen Kurialstil. Nur selten finden wir bei ihm den schnörkelhaften Lückenbüßer derselbe statt des schlichten persönlichen Fürwortes oder das schleppende Relativum welcher; die Natürlichkeit der lebendigen Rede eines gebildeten und temperamentvollen Menschen ziert auch seinen schriftlichen Ausdruck, stets bestimmt der Inhalt sich selbst seine Form, und die Fülle der Gedanken und die anschauliche Kraft der Darstellung durchdringen sich zu vollkommener Harmonie.

Unter den zahlreichen Sammlungen und biographischen Schriften, in denen Mendelssohns Briefe verstreut sind, steht dem Umfange nach an erster Stelle

die zweibändige Ausgabe der Briefe aus den Jahren 1830—1847, deren erster die eigentlichen Reisebriefe bis zum Juni 1832 umfassender Teil von Mendelssohns Bruder Paul 1861 herausgegeben wurde; zwei Jahre später erschien der zweite Teil, an dessen Herausgabe auch Mendelssohns ältester Sohn Karl beteiligt war. Weitere sehr wertvolle Familienbriefe von Felix Mendelssohn enthält die von seinem Neffen Sebastian Hensel verfaßte „Familie Mendelssohn, 1729—1847," eine anziehende Familienchronik, als deren geistiger Mittelpunkt indeß weniger Felix Mendelssohn als seine bedeutende Schwester Fanny Hensel erscheint. Inzwischen waren allmählich in Monographien und Zeitschriften zahlreiche Gruppen von Briefen Mendelssohns an Freunde und Kunstgenossen zutage getreten, wie an Ed. Devrient, F. Hiller, F. David, J. Schubring, J. Moscheles, J. G. Droysen und andere, darunter Briefe, die zum Teil schon in der Hauptsammlung enthalten waren und so einen Vergleich ermöglichten. Dabei ergab sich denn leider, daß die Herausgeber jener zweibändigen Sammlung mit dem ihnen vorliegenden reichen Stoff aufs willkürlichste verfahren waren. Zahlreiche Auslassungen, die meist nicht einmal angedeutet sind, Verschmelzungen mehrerer Briefe von verschiedenen Daten zu einem, wobei der verbindende Text von den Herausgebern frei komponiert ist, willkürliche Änderungen des Mendelssohnschen Wortlautes nehmen dieser Ausgabe ein gut Teil ihrer Glaubwürdigkeit. Dazu kommt, daß andererseits wertvolles Material, das den Herausgebern zur Verfügung gestellt war, gar nicht benutzt worden ist. So ist von den künstlerisch und menschlich interessanten Briefen

Mendelssohns an den ausgezeichneten Sänger und Musiker Franz Hauser nur ein einziges, wenig bedeutendes Brieffragment abgedruckt; und doch hatte Hauser den Herausgebern 47 Originalbriefe zur Verwertung überlassen! Daher erweckt diese Ausgabe immer und immer wieder das Bedauern darüber, daß sie einer der glänzendsten und liebenswertesten Persönlichkeiten der neueren Musikgeschichte, der es ein literarisches Denkmal zu setzen galt, nicht in vollem Umfang würdig ist.

Bei der vorliegenden Auslese aus der Fülle der Briefe Mendelssohns lag die Absicht vor, ein möglichst abgerundetes Bild von Mendelssohn als Briefschreiber zu entwerfen, das menschlich ansprechende in den Vordergrund zu stellen, wenig oder gar nicht bekannte Schätze ans Licht zu ziehen und die Briefe nach Möglichkeit originalgetreu wiederzugeben. Daher habe ich nicht nur auf jede Auslassung verzichtet, sondern auch mit peinlichster Genauigkeit Mendelssohns Rechtschreibung und sogar seine oft eigentümliche Interpunktion beibehalten. Vielleicht wird mir der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß ich die Gewissenhaftigkeit, die man an der großen zweibändigen Briefsammlung schmerzlich vermißt, meinerseits zu weit getrieben habe. Gewiß wäre manche Wiederholung, mancher minder wichtige Satz entbehrlich gewesen, wenn es sich darum gehandelt hätte, den wesentlichen Stoff für die musikgeschichtliche Forschung zusammenzutragen. Aber abgesehen davon, daß über Wert und Wichtigkeit einer Stelle die Ansichten oft auseinandergehen, leidet auch der künstlerische Gesamteindruck eines Briefes unter jeder Auslassung, und die dafür üblichen Gedankenstriche oder Punkte

lassen im Leser oft ein unbefriedigtes Gefühl zurück. Ja selbst die oft wiederkehrenden Schlußwendungen und Ergebenheitsfloskeln stören mein Empfinden ebensowenig wie etwa der ornamentale Schmuck einer immer wiederholten Randleiste oder Schlußvignette. Und in der Beibehaltung der ursprünglichen Schreibweise und Zeichensetzung wird nur der unhistorische Sinn kleinliche Pedanterie sehen; denn der Geist eines bedeutenden Menschen spricht im kleinen auch aus der Art, wie er Punkt und Komma setzt.

Über die von mir benutzten Vorlagen bemerke ich im einzelnen folgendes. Der Jugendbrief an Zelter, ein merkwürdiges Dokument der erstaunlichen Frühreife und geistigen Fertigkeit des Knaben Mendelssohn ist zuerst von Hermann Erler in dem „Zeitgeist" (Beilage zum „Berliner Tageblatt" vom 29. Januar 1906) veröffentlicht worden. Herr Erler hatte die Güte mir auf meine Anfrage mitzuteilen, daß er ihn völlig wortgetreu nach der Urschrift kopiert hat. Die Briefe an Goethe hat Max Friedländer 1891 im zwölften Bande des Goethe-Jahrbuches herausgegeben und mit vortrefflichen, auch von mir teilweise benutzten Anmerkungen versehen. Die Briefe an das Ehepaar Moscheles sind der von Felix Moscheles 1888 in Leipzig herausgegebenen Sammlung entnommen, die Briefe an Schubring sind aus dem von Schubrings Sohn herausgegebenen „Briefwechsel zwischen Felix Mendelssohn Bartholdy und Julius Schubring" (Leipzig, 1892) abgedruckt. Die Briefe an J. W. Schirmer wurden 1903 im zweiten Juliheft der Zeitschrift „Die Musik" von Fräulein Else Schirmer, der Tochter des Empfängers, mitgeteilt. Für eine nochmalige genaue Ver-

gleichung mit den Originalen schulde ich Fräulein Schirmer den verbindlichsten Dank. Die Briefe an Hiller finden sich in Hillers Buch „Felix Mendelssohn Bartholdy. Briefe und Erinnerungen" (Köln, 1874), die an David in Julius Eckardts Werk „Ferdinand David und die Familie Mendelssohn Bartholdy" (Leipzig, 1888). Die an Verkenius gerichteten wurden mir von ihrem gegenwärtigen Besitzer bereitwilligst zur Verfügung gestellt, sodaß ich für ihre buchstabengetreue Wiedergabe unbedingt einstehen kann; zwei davon sind bisher überhaupt ungedruckt, die beiden andern in der großen Briefsammlung sehr ungenau wiedergegeben. Eine genaue Kopie der drei umfangreichen Familienbriefe verdanke ich der Güte der Frau Geheimrat Lili Wach in Leipzig. Wenn ich ihr, dem jüngsten und einzig noch überlebenden Kinde des großen Künstlers und gemütvollen Menschen Felix Mendelssohn diese Blütenlese aus dem reichen Schatz seiner Briefe widme, geschieht es in dem Wunsch, noch nachträglich eine Dankesschuld für die wertvolle Unterstützung bei der Abfassung meiner Mendelssohn-Biographie (Berlin, 1906) abzutragen.

Köln, im Februar 1907.

**Ernst Wolff.**

# I. Brief an Karl Friedrich Zelter in Berlin.

[1] Secheron bei Genf, 13. September 1822.

Da ich in Interlaken Ihnen nicht weiter geschrieben habe, lieber Herr Professor, so will ich meine Reisebeschreibung hier in Secheron (einem Wirthshause unweit Genf) fortsetzen; doch denke ich mich kürzer zu fassen als im vorigen Brief, weil ich Ihnen noch einiges über die Orgeln, welche ich bis jetzt zu sehen, zu hören, zu spielen Gelegenheit hatte, erzählen will.

Ich endigte meinen Brief, als wir im Begriff waren, die Exkursion in die berühmten Thäler von Lauterbrunnen und Grindelwald anzutreten. Von Interlaken bis zum Dorfe Lauterbrunnen zählten wir an 40 Wasserfälle, die meistens auf der rechten Seite herabstürzen und sich alle in die weiße Lütschine ergießen, einen wilden Bergstrom, der aus dem kleineren Grindelwaldgletscher hervorfließt, das Lauterbrunnen-

Thal in zwei Theile theilt und am Ende des Thales die schwarze Lütschine aufnimmt. Ihr Eiswasser verbreitet im Thale eine Kühle, die man fast Kälte nennen könnte. Hinter Lauterbrunnen ist der berühmte Staubbach, der von einem 800 Fuß hohen Felsen fällt. Doch ist sein Anblick weniger imposant als der Anblick mancher anderen, die weniger hoch herunterfallen; so fand ich es wenigstens, das mag auch wohl die Schuld meiner übergroßen Erwartung gewesen sein. Die Jungfrau, welche über einem anderen Berg hervorsieht, fanden wir prächtig; wir sollten sie noch prächtiger sehen. Den anderen Tag gingen wir auf die Wengern-Alp und gelangten, von feinem Regen begleitet, zu den Sennhütten, welche auf dem Punkte stehen, wo man die Jungfrau am besten sieht. Von der höchsten Spitze bis unter der Wengern-Alp liegt Schnee in dicken Massen, mehrere Gletscher mit ihrem grünlichen Scheine erblickt man, auch Lawinen sahen wir stürzen, die Jungfrau ist über den Sennhütten noch 7000 Fuß erhaben. Eine Sennhütte ist übrigens nicht so poetisch, wie man sie sich wohl denkt. Aus grauen, geschickt zusammengefügten Tannenbalken ist sie gezimmert. Schwere Steine beschützen das Stroh-

dach vor der Wucht der Winde, welches weit vom Haus absteht und einen kleinen Bezirk vor der Hütte vor Regen bewahrt. Hier melken die Hirten ihr Vieh bei schlechtem Wetter. Die Diele dieser Hütte ist die Erde, auf der der Feuerherd ist. Mit Mühe gelangt man in's Innere, denn die Vertiefung, in der jede Hütte steht, ist von den Kühen so beschmutzt, daß man nur auf den Steinen und Brettern, die die Hirten in den Schmutz werfen, zur Thür kommen kann. Durch eine Bretterwand ist dies schöne Gebäude in zwei Theile getheilt. Im vorderen sind ein Fenster und zwei Thüren. Hier setzten wir uns hin, der eine auf einen hervorstehenden Balken, der andere auf einen von jenen kleinen Schemeln, deren die Hirten sich bedienen, um das Vieh zu melken, der dritte auf einen Holzblock, auf dem ein vierter hinten stand, um seine Stimme hörbar zu machen, mit der er rief: „Mir auch etwas Brot, mir auch etwas dicke Milch!" In die hintere Abtheilung begaben sich die Träger und Führer und machten daselbst ein Feuer an, um das sie sich lagerten; hin und wieder kam auch einer von uns und wärmte sich, denn die Kälte war streng. Dem einen froren die Füße, dem andern die Ohren,

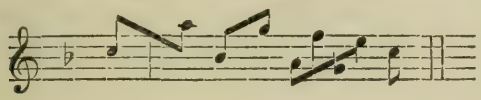
des dritten Nase hatte eine Schattirung von Lila, und alle hatten einen desperaten Hunger. Zuweilen unterbrachen Lawinen mit Donnergeräusch das lebhafte Gespräch; dann lief alles an's Fenster, was nicht zur Thüre hinausgedrängt wurde, und eine Herde rothbrauner Schweine begleitete mit lieblichen Tönen das schreckliche Tönen der Lawinen. Da das hintere Zimmer kein Fenster hat, so ist es darin dunkel wie in einem Sack, und nur das Feuer leuchtete. Auf einer Seite steigt man zum Schlafgemach der Hirten. Dies ist unter dem Dach und so niedrig, daß ich nicht gerade drin stehen konnte. Wenn des Abends dann die Kühe gemolken sind, so legt man sich auf's Heu und schnarcht mit Ochsen und Schweinen, die, glaube ich, auch in der Hütte schlafen, um die Wette. Die Figur, die wir darin machten, wie auch unser Essen waren sonderbar. In solcher Hütte Shawls, Kanten und Gott weiß, wie all der Modekram heißen mag, zu sehen, war ebenso sonderbar, wie zur dicken Milch und dem Käse, den die Hirten lieferten, Schokolade und Bonbons zu essen, welche die Damen lieferten. Und das alles im Angesicht der prächtigen Jungfrau!

Nun bitte ich um Pardon wegen der allzubreiten

Beschreibung der poetischen Sennhütten; doch letzt erbot ich mich, solche Hütte ausführlich zu beschreiben, und habe es denn hiermit gethan.

Unsere übrige Reise hat Ihnen wahrscheinlich Fanny schon erzählt, auch will ich mir einiges für zu Hause aufsparen. Doch jetzt noch einiges vom Gesange der Schweizer.

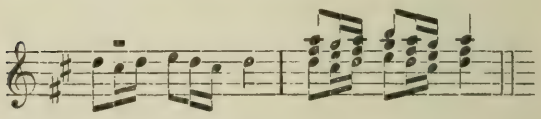
Zuerst das Jodeln. Zuerst nenne ich es, weil es in der ganzen Schweiz verbreitet, und alle Schweizer Landleute können jodeln. Es besteht aus Tönen, die durch die Gurgel hervorgebracht werden, und gewöhnlich sind es aufspringende Sexten, die man jodelt, zum Beispiel:



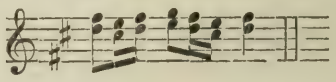
Es ist nicht zu leugnen, daß diese Art von Gesang in der Nähe oder im Zimmer rauh und unangenehm klingt. Doch wenn Echos darauf antworten oder sich damit vermischen, wenn man im Thale steht und auf dem Berge oder im Walde das Jodeln und das Jauchzen hört, das der Enthusiasmus der Schweizer für ihre Gegend hervorbringt, wenn man auf dem Berge steht, bei frühem Morgen und heiterem Wetter, und das Geläute der Kühe im Thale, welche auf die Matten aus-

getrieben werden, es bald laut, bald leise begleiten, dann klingt dieser Gesang schön, ja er hängt genau mit dem Bilde zusammen, das ich mir von einer Gegend mache, und gehört gleichsam zu einer Schweizer Landschaft.

Zweitens der viel belobte Gesang der Schweizermädchen, der besonders im Berner Oberland verbreitet ist. Von dem kann ich leider nicht viel Gutes sagen. Es ist allerdings nicht zu verkennen, daß sie gewöhnlich vierstimmig singen, doch alles wird verdorben durch eine Mädchenstimme, die sie wie flauto piccolo betrachten; denn diese singt nie eine Melodie, sondern einzelne hohe Töne, und nur nach Belieben, glaube ich, wodurch zuweilen gräßliche Quinten entstehen. So hörte ich zum Beispiel:



da es offenbar heißen soll



ohne die Oberstimme.

Uebrigens könnten sie gute Sängerinnen sein, denn den Spruch: „Cantores amant humores“ erfüllen sie ganz. Vier von ihnen haben einst 24 Flaschen Wein hinter die Knöpfe getrunken.

Drittens noch etwas von den Orgeln in der Schweiz, soviel ich davon weiß. Es war mir sehr angenehm, im Hirtenlande Appenzell, einem der kleinsten Kantone der Schweiz, im Wirthshause eines Dorfes ein Orgelchen zu finden. In Zug fand ich zwar eine Orgel, sie war aber im schlechtesten Zustande. Doch war mir die Bekanntschaft des Professors Kaiser im Flecken Zug sehr erfreulich. Unser Wirth führte mich zu ihm. Er hat ein gutes Klavier, die Suiten von Händel, viele seiner Fugen und das wohltemperirte Klavier von Sebastian Bach und liebt beide mit Enthusiasmus. In Bern spielte ich die Orgel im Münster, welche recht großartig ist, sie hat 53 Stimmen, mehreremal 16 Fuß im Manual, einmal 32 Fuß im Pedal und 8 Bälge, die jedoch leck sind, worüber die arme Orgel öfters seufzt, auch schnarren zwei Pfeifen von Prinzipal 16 F mörderlich gegen einander. — In Bulle, einer kleinen Stadt im Kanton Freiburg, fand ich eine vortreffliche Orgel, die sehr wohl im

Stande ist. Sie hat ungefähr 28 Stimmen, 2 Klaviere, und ich fand nur einen Fehler, nämlich das Pedal geht nur bis zum hohen a, und h und c fehlen ihm ganz, so daß man nichts von Bach darauf spielen kann. Alle Stimmen gingen, das Werk ist sehr gut im Stande, weil Aloys Moser, der sie gebaut hat, in Bulle ist. Der Mann, der kürzlich in Genf sein 64. Werk vollendet hat, trägt sich ganz wie ein Bauer, mit seinem schlichten grauen Rocke und seinen großen Schuhen. Besonders schön sind die sanften Stimmen und das ganze volle Werk.

Wir werden heute noch nach Ferney fahren, wo Voltaire gehaust hat, ich schließe also, ohne Herrn Heysens Gruß zu vergessen, den er mir aufgetragen hat.

Felix Mendelssohn.

## II. Drei Briefe an Goethe.

### 1.

1 Ew. Excellenz
haben die Güte gehabt, mir zu erlauben von Zeit zu Zeit an Sie zu schreiben, um zu berichten, was mir Bedeutendes und Erfreuliches auf meinem Wege begegnen mag. Diese Erlaubniß macht mich nun so kühn, noch einmal schriftlich zu versuchen, was mir mündlich nicht möglich war, und was ich immer verschweigen mußte: ich möchte Ihnen meinen Dank sagen für die unvergeßlichen Tage, die Sie mir bei meinem Aufenthalt in Weimar geschenkt haben, und möchte aussprechen können, wie glücklich Sie mich gemacht haben. Freilich muß Ihnen solcher Dank gar zu gewohnt sein, und Sie werden es vielleicht unbescheiden finden, daß ich davon spreche; was man aber so

lebhaft fühlt, möchte man doch gern in Worte zusammenfassen, und so entschuldigen Sie, was ich gesagt. Auch für die Empfehlungen, die Sie mir hieher mitgegeben haben, kann ich erst jetzt recht dankbar sein, da ich zu meiner Freude und Belehrung die Personen kennen gelernt habe, denen Sie mich dadurch zugeführt. Namentlich ist Stieler von der höchsten Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit gegen mich; die Art, wie er mir von Ihnen und den Ihrigen sprach, die Wärme und Freude, die sich über sein ganzes Wesen verbreitete, je mehr er sich von der mit Ihnen verlebten Zeit zurückrief, nahmen mich gleich zuerst sehr für ihn ein, und seitdem habe ich ihn mit jedemmale lieber gewonnen. Er beschäftigt sich jetzt damit, Ihren Fischer zu malen, und erzählte mir, das Bild entstehe halb aus Opposition gegen jenes, welches auf der Berliner Ausstellung viel Aufsehen gemacht hat,[2] und auf welchem der Gegenstand gar zu sehr in's Sinnliche gezogen worden sey. So wahr dies ist, so weiß ich doch nicht, ob es ihm gelingen werde, das so zu vermeiden, wie er es wünscht; denn wenn das Gedicht nur von einem feuchten Weib redet, die so lieblich zu ihm singt und zu ihm spricht, so läßt er eine schöne nackte Nymphe aus den Wellen

auftauchen, und der Fischer, den sie lockt, ist als ein zarter junger Knabe dargestellt. Dieser ist bis jetzt nur aufgezeichnet und auch die Nymphe nur angelegt, doch ist ihr Kopf schon jetzt sehr zierlich und reizend, so daß man sieht, daß das Bild gewiß viele Freude machen wird. Er will, sobald es beendigt ist, eine Zeichnung davon an Ew. Excellenz schicken, und sich Ihr Urtheil über seine Auffassung und seine Wiedergabe des Gedichtes erbitten. Außerdem hat er wieder kürzlich ein Portrait für die Sammlung der schönen Frauen in des Königs Cabinet[3] vollendet, und sucht fortwährend unter den Münchener Mädchen nach neuen Originalen. Er freut sich gar sehr mit diesem Auftrage und wirklich sehen ihn alle Damen mit besonders freundlichen Augen an, damit er als Paris ihnen den Schönheitspreis zuerkenne. Das läßt er sich denn wohl gern gefallen. — Des Herrn v. Martius Bekanntschaft entgeht mir leider, da er auf einige Zeit nach Gastein ins Bad gereist ist, wohin ihm seine Frau in diesen Tagen folgen wird.

Für die Musik ist hier ungemein viel Empfänglichkeit und sie wird vielfältig ausgeübt, doch will mir vorkommen, als mache fast Alles Eindruck, und als

wirkten die Eindrücke nicht lange nach. Ganz merkwürdig ist der Unterschied zwischen einer Münchener und Berliner musikalischen Gesellschaft: ist in Berlin ein Musikstück geendigt, so sitzt die ganze Versammlung in tiefer Stille da, wie die Richter eines Tribunals, jeder nach einem Urtheile suchend, keiner ein Zeichen der Theilnahme oder seiner Meinung gebend, und der Spieler ist in der peinlichen Verlegenheit, nicht zu wissen ob, und im welchem Sinne es gehört worden sey. Freilich findet man dafür zuweilen, daß die Leute sich etwas dabey gedacht haben und daß sie es lange mit sich herumtragen und bewahren, wenn etwas sie ergreift. Hier hingegen giebt es nichts Lustigeres, als in Gesellschaft zu spielen; die Leute empfangen augenblicklich Eindrücke und müssen sich auch sogleich wieder aussprechen; sie fangen wohl gar mitten in einem Stück an zu klatschen oder Beifall zu rufen, und es ist nichts Seltenes, wenn man nach dem Spielen wieder aufsieht, daß man Keinen mehr an dem Platze findet, den er im Anfang eingenommen, weil sie zuweilen mitten drin auf die Finger sehn wollen und sich ums Clavier stellen, oder irgend eine Bemerkung einem Andern mittheilen und sich deshalb neben ihn

setzen u. s. f. Nur glaube ich ist zu fürchten, daß in ein Paar Tagen viel von der Lebhaftigkeit des Eindrucks verwischt ist. — Die Oper hier ist, wie man es in Deutschland sehr oft findet, mit den reichsten Mitteln ausgestattet und leistet dennoch nichts Vortreffliches damit, weil ein Geist fehlt, der über dem Ganzen schwebt und es leitet. Sie haben die Schechner,[4] eine unserer ausgezeichnetsten Sängerinnen; da man aber ihre Vorzüge bis in die Wolken erhebt und ihr ihre Mängel verschweigt, so gewöhnt sie sich nach und nach ans Manieriren. Uebrigens scheint es zum guten Ton zu gehören, die Oper und überhaupt das Theater nach Kräften zu tadeln, und die Recensenten aufzumuntern, die sich durch Spotten und Kritteln ihr kümmerliches Eintagsleben zu gewinnen suchen; das entmuthigt nun die Schauspieler, sie spielen oder singen mit weniger Lust, die Erbitterung wächst gegenseitig, und so kommt's, daß wohl selten viel Freude da zu erwarten sein kann. Es sieht so müde und alltäglich auf dem Theater aus, statt frisch und lebendig und heiter zu sein. — Doch freue ich mich sehr der Zeit, die ich hier zubringe, und sie vergeht mir ungemein rasch, denn es lebt sich gar zu gemächlich und bequem mit den lustigen Südländern.

Ew. Excellenz muß ich nun wegen des langen Briefes um Verzeihung bitten; indeß haben Sie selbst mir erlaubt, Ihnen zu berichten wie die neue Stadt und die neuen Umgebungen mir erschienen, und so hoffe ich, daß Sie meine Ausführlichkeit entschuldigen werden.

Genehmigen Sie die Ehrfurcht mit der ich bin Ew. Excellenz ergebenster

Felix Mendelssohn Bartholdy.

München d. 16. Juny 1830.

---

2.

Ew. Excellenz

wenn ich es wage, von hier aus an Sie zu schreiben, so ist es nur, weil Sie von mir über jeden Hauptpunkt meiner Reise Bericht verlangt haben; da kann ich es denn nicht unterlassen, Einiges von all den Eindrücken, wie sie sich hier täglich erneuern, an Sie zu schreiben. Vergönnen Sie mir über so Vieles, was zwischen diesem und meinem vorigen Briefe liegt, ganz schweigen zu dürfen.

Die Wirkung, die dies himmlische Land vom ersten Augenblick an auf mich gemacht hat, kann ich nicht beschreiben. Man hatte mir von dem überraschenden, schlagenden Effect erzählt, den Italien hervorbringen sollte, und das erwartete ich denn auch, wie ich aber aus den öden einförmigen Felsreihen, die nach Klagenfurt und Villach hin die Grenze bilden zum erstenmale in die Lombardische Ebene fuhr, wo die Sonne wieder warm schien und wo alles so reich und voll in der Natur war, da wurde mir nur ganz wohl und behaglich zu Muthe und als sey ich da eigentlich zu Hause. Ueberrascht war ich nicht, und was man mir wie einen Effect vorgestellt hatte, wirkte so mild und allmälig wohlthuend, daß ich mich durch und durch erquickt fühlte. Je mehr Neues ich seitdem gesehen habe, desto mehr hat sich mir dies beruhigte Gefühl erneuert, je weniger plötzlich und grell die Eindrücke waren, desto tiefer gingen sie. Die ganze heitre Fahrt von Udine bis Venedig durch die Ebne zwischen den Bäumen mit Weinlaub, den Landhäusern, und den Gärten hob die Idee der Fremde mir ganz auf. In Venedig traf sich's sonderbar, daß ich keinen Menschen kennen lernte, keine Briefe von Hause während meines

ganzen Aufenthalts erhielt, und wie ich mich dort so ganz allein fühlte, so machten die Gestalten der drei großen Bilder von Titian[6] mir einen unvergeßlichen Eindruck; die Grablegung haben Ew. Excellenz dort wohl gesehen, aber die Präsentation und die Himmelfahrt der Maria nicht, die letztere ist erst vor 10 Jahren vom Staub und Kerzenrauch befreit, und gleichsam entdeckt worden, aber eben weil das Bild der Luft nicht ausgesetzt war, soll es seinen alten Glanz behalten haben, und wirklich ist eine Farbenglut drin, wie ich sie nie geahndet hatte. Wenn in der Präsentation, wo die kleine Maria so unbefangen die große Treppe zu den Hohenpriestern hinaufsteigt, und selbst von dem Heiligenschein, der sie umgiebt nichts zu ahnden scheint, wenn da alles so natürlich und unschuldig hingestellt ist, als könne die ganze Begebenheit eben jetzt vor unsern Augen vorgehen, so ist die Himmelfahrt ein Wunderbild, wo alle Wolken sich aufgethan haben, und wo die Engel mit Brausen und Klingen die Maria umgeben und ihr zujauchzen, während es auf der Erde unter den Jüngern toll und wild zugeht; und die Maria sieht mit einem Blick hinauf, der nur ein einzigesmal hat gemalt

werden können, und den alle Nachahmungen und Kupferstiche so verdrehen oder vergröbern. Schon damals ging es mir, wie seitdem oft hier: ich hielt es für Recht der wirklichen Musik nachzugehen, und besuchte Kirchenmusiken, Opern, usw., da war es aber leer und klanglos, während vor diesen Bildern, und in der freien Luft, auf dem Wasser alles Ton und Klang wie die schönste Musik war. Es ist ein zu großes Mißverhältniß zwischen solchen Werken, wo der höchste Ernst und die volle Begeisterung geschaffen haben, und einer Musik, die sich nur auf eine zufällige Convenienz gründet, und wo sich's nur um Zeitvertreib handelt; fänden die Leute rechtes Vergnügen dabey, so möcht' es gut sein, aber auch das ist nicht einmal der Fall. Ich habe viel Musiker hier kennen gelernt, und keinen darunter den seine Kunst mehr interessirte, als irgend ein andrer Erwerb, und der aus Drang und mit Ernst dafür lebte. Nur den Director der päpstlichen Capelle, Don Giuseppe Baini muß ich ausnehmen, denn der componirt fleißig, hält was auf sich und seinen Chor und geht seinen eignen Weg, aber da er einer der beliebtesten Beichtväter dabey ist, nur des Abends einige Stunden der Musik widmen kann, und

daher von dem was seit 100 Jahren in den andern Ländern für die Musik geschehen ist, wenig oder gar nichts weiß, ist er stehn geblieben, sucht die andern festzuhalten, soviel es geht, und bringt die Sache nicht weiter. Er hält es für unerlaubt ein Instrument in seinem Zimmer zu haben, und drauf zu spielen, aber dessenungeachtet werden wir sehr gut mit einander fertig, und er ist sehr interessant und in seiner Art liebenswürdig; auch ist die päpstliche Capelle das einzige Institut für Kirchenmusik, das sich hier findet; sie singen würdige Sachen (meist von Palestrina und seinen Zeitgenossen) und es ist Gemeingeist und Zusammenhalten unter ihnen; leider fangen die Soprane und Alte an die Stimmen zu verlieren, Knaben oder Frauen dürfen dort nicht mitsingen, neue Castraten kommen, wie sie sagen, zum Unglück nicht hinzu, da klingt es denn mitunter ziemlich unrein; aber immer ist es doch würdige Musik, wie sie in die Kirche gehört und macht einen bestimmten ernsten Eindruck. In den andern Kirchen sind sie ganz rasend; ich habe wirklich selbst bei der Erhebung der Hostie die Ouvertüre aus dem Barbier von Sevilla und ein ander mal eine Arie aus Aschenbrödel auf der Orgel spielen

hören, von den Opernarien, die die Nonnen produciren, gar nicht erst zu sprechen; der Unsinn ist zu arg, denn es klingt nicht einmal recht lustig. Mit den Theatern sieht es auch betrübt aus; als prima donna assoluta war eine Sängerinn aus Berlin, Mlle. Carl[7] engagirt, sie hatte dort lange die untergeordnetste Rolle gespielt, fiel auch gleich beim erstenmale complett durch, man mußte an ihre Stelle eine andre nehmen, die es eben auch nicht besser machte, die Leute langweilten sich, es war kein Leben und keine Lust im Theater zu spüren; man sagt allgemein, es sey in dieser Hinsicht in Neapel und Mailand besser, und man müsse in Rom nie eine gute Oper suchen; so muß ich es denn erwarten. Es ist kein Wunder, daß die jungen, fremden Musiker hier verzweifeln; so lange aber die Gegend, die Gallerien, das Forum und noch so einiges hier bleibt, da giebt es doch für jeden Menschen, Musiker oder nicht, Unvergeßliches genug zu erleben. Und sieht man zu, wie täglich noch neue Beweise des alten, mächtigen Lebens erscheinen, und wie Alles das so sicher und unverloren da steht, so hat man wohl drüber zu denken sein Lebelang. Ich werde mich stets des Ein-

drucks erinnern, den mir die Auffindung eines alten Gebäudes auf dem Forum gemacht hat, sie waren bei den Aufgrabungen auf Mauerwerk gestoßen, von dem bisher niemand etwas geahndet hatte; das kam nun so plötzlich wieder ans Licht, erwies sich so nach und nach in seiner alten Ordnung und Zweckmäßigkeit, und hob sich so sauber und fast zierlich aus der Erde wieder hervor — es machte mir ein wunderliches Gefühl. Die Alterthumsforscher sind nun fleißig drüber her, und streiten sich, und benennen es, und bis jetzt heißt es eine Nebenkloake der Cloaca maxima, die vom Tempel des Jupiter tonans bis zur Cl. maxima geleitet habe. Wo sie anfängt weiß man noch nicht; was bis jetzt davon zu Tage liegt ist zwischen dem Bogen des Septimus severus und den Säulen des Tempels der Concordia, den Ruinen des Jupitertempels gegenüber, ich glaube, es soll etwas drüber geschrieben werden, sobald sie weiter ausgegraben ist. Dort gehe ich denn fast täglich spazieren, und suche mir was Neues unter dem Alten, Unvergänglichen, und komme ich dann einmal wieder auf eine von den Gallerien, so ist es gar ein prächtiger Genuß.

Da berührt aber leider die Gegenwart zuweilen unangenehm, weil die jungen deutschen Maler gar so handwerksplump und ungerührt ihre ewigen Meister betrachten. Ohne den geringsten Respect fahren sie drüber her, und behandeln sie wie ihres Gleichen, und wenn sie mit ihren furchtbaren Schnurrbärten, ihren Bullenbeißern, Sturmhüten, langen Locken, die Tabackspfeifen im Munde zusammenkommen, so ist für die einen der Titian ein guter Colorist, sonst wenig, für die andern der Raphael viel zu affectirt und weichlich, Leute wie Guido oder Domenichino dürfen gar nicht genannt werden. So steht auf dem Vatikan ein Bild von Titian,[8] welches zur Zeit, als Ew. Excellenz sich in Rom aufhielt, im Quirinal war; das behandeln sie alle mit der größten Geringschätzung, und weil es auf den ersten Blick etwas geheimnißvoll aussieht, so heißt es nun das seyen blos unnütz zusammengestellte Figuren ohne Gegenstand, daß sich aber Titian nicht wohl an ein großes Werk ohne Bedeutung machen könne, und daß es ihm nicht möglich gewesen sey heilige Bilder ohne Gedanken hinzustellen, das vergessen sie ganz. Noch dazu ist es mir immer, als könne ich eine sehr ernste und tiefe

Bedeutung darin sehen, denn es kam mir gleich das erstemal vor, als solle es eine Belohnung der Märtyrer sein, und je öfter ich es nachher angesehen habe, desto klarer hat mir das geschienen: alle die Heiligen unten sind so unbefriedigt und düster, einige blicken ganz starr vor sich hin, der eine sieht sehnsüchtig fast weinend zum Himmel hinauf, und doch kann er nicht sehen, was uns nur gezeigt wird, wie die Maria mit dem Kinde schon über ihnen schwebt, wie das Christkind schon die Kränze über ihren Häuptern hält, und wie die Engel noch neue Kränze darreichen; da oben ist alles Freude und Heiterkeit, unten noch Ungewißheit und Streben und Finsterniß, und keiner weiß von seiner Belohnung; endlich schwebt noch über Allem der heil. Geist, und bestrahlt mit seinem Glanze wieder die Gruppe der Maria — das scheint mir doch ein ganz bestimmter Gegenstand zu sein. Hört man aber, wie standhaft es die Maler läugnen, so möchte man lieber an sich selbst oder gar am Titian irre werden, wäre nicht auf dem Capitol gerade jetzt eine Ausstellung für die Gemälde der Neueren eröffnet: da sieht man denn leider weß Geistes Kind sie sind; die Heiligen sehen so mager aus, die Ma-

donnen so kümmerlich, selbst die Landschaft so steif. Doch von den Franzosen giebt es wunderhübsche, lebendige Bilder da, z. B. ein Ernteabend von Robert, wo er den Pachtherrn mit seiner ganzen Familie festlich geputzt auf einem von zwei Büffeln gezognen Wagen dargestellt hat, wie er seine Befehle ertheilt, wie die Schnitterinnen ihm ihre Arbeit zeigen, andre schon Feierabend machen und nach einem Dudelsack tanzen, das Ganze in der Pontinischen Ebne mit den blauen Bergen in weiter Ferne, von der Abendsonne recht warm beleuchtet; so macht es den heitersten Festtagseindruck. Auch von Horace Vernet, dem Director der Französischen Akademie sind zwei wunderschöne Portraits da: das eine der General Gouvion St. Cyres, den er in der Nacht vor seinem Zelt von einem Licht keck beleuchtet vorgestellt hat, und um ihn her die bivouaquirenden Soldaten, auf der Erde liegend; das andre eine Römerinn, Mde. Vanutelli, wie sie am Clavier sitzt und sich mitten im Spielen umwendet nach ihrem kleinen Kind, das eine braune italiänische Amme ihr eben auf dem Arme bringt. Sonst giebt es viel tolles Zeug da: der eine hat eine Anecdote gemalt, die man sich im Catalog erst mit

der pointe erzählen lassen muß, der andre eine Mordgeschichte, einer eine Pest, der andre ein Paar Aussätzige; alle möglichen Verbrechen und Krankheiten sind auf das Lebhafteste dargestellt, als ob man in der Wirklichkeit nicht schon genug daran hätte.

Die Bewegungen der ganzen Welt haben sich nun auch bis hieher ausgebreitet, und eine so lebhafte, bunte Zeit, wie dieser Winter, habe ich nie erlebt. Der Papst starb kurz nach meiner Ankunft,[9] da sah ich all' die großen Ceremonien in Sct. Peter um seinen Catafalk, dann zogen die Cardinäle ins Conclave, und nach 50 Tagen, während derer man keinen Carneval und keinen Papst zu bekommen meinte, kamen plötzlich eines Morgens die Kanonenschüsse, man stürzte aufs Quirinal, hörte wie er angekündigt wurde, dann kam die Ceremonie des ersten Fußkusses, dann wurde er zum Bischof geweiht, in der Loggia von Sct. Peter gekrönt, gab dem Volk von da aus den Seegen, Abends war Beleuchtung der Peterskuppel und Girandola von der Engelsburg, und den folgenden Tag fing gar der Carneval an; das tolle Zeug machte mir prächtigen Spas, ich trieb mich die ganze Zeit auf dem Corso umher, ließ mich von den Masken necken, von den

Bekannten mit Confetti werfen, warf wieder so gut ich konnte, am giovedi grasso stieg die Narrheit am höchsten, es gab viele, lustige Masken, entsetzliches Gedränge, und von allen Seiten Geschrei und Jubel. Als ich am folgenden Carnevalstage in den Corso komme, wohlgerüstet und alle Taschen voll Confetti, finde ich die ganze Straße schwarz von Männern, nirgends eine Maske, keine Dame, kein Wagen, kein Militair, lauter furchtsame, ernsthafte Gesichter, es sah unheimlich aus. An der Straßenecke war das Edict des Papstes, welches bei schwerer Strafe alle Lustbarkeiten verbot, Soldaten mit geladenen Gewehren stellten sich auf allen Plätzen auf, so wandelte sich das lustige Schauspiel sehr schnell um, und gegen Abend war kein Mensch mehr auf den Straßen zu sehn. Man hatte von den Unruhen in Bologna und in der ganzen Umgegend Nachricht erhalten, und fürchtete nun für Rom ein Gleiches; es kam auch Abends zu Thätlichkeiten, einige junge Leute wollten dem Militair trotzen, es wurde gefeuert, einige verwundet und die Unruhstifter nach der Engelsburg gebracht. Seitdem erscheinen nun fast täglich neue Edicte, die immer strenger und drohender lauten, je bedenklicher die Nachrichten

von Außen her werden, und je mehr Städte dort sich zur neuen Ordnung der Dinge wenden: es sind größere Aushebungen gemacht, bei einem bestimmten Zeichen müssen alle Bürger zu den Waffen greifen, man hat Gewehre an die Trasteveriner vertheilt, alle Fremden sollen sich bei ihren Gesandten melden und ausweisen, die Gastwirthe Listen ihrer Gäste einreichen und eine Art Nationalgarde ist errichtet; die Bürger hängen eine große Patrontasche mit weißen Riemen über ihren gewöhnlichen Frack oder Ueberrock, nehmen die Flinte in den Arm, und beziehen so abwechselnd die Wache; eine ungeheure Menschenmenge steht immer davor, und sie freuen sich wenn sie ihre Verwandten und Bekannten nun auf einmal als Schildwachen, auf dem Posten stehn sehn können. Zugleich sind einige Abgaben bedeutend erleichtert, und die Ketten des heil. Petrus in San Pietro in vincoli, zwei wunderthätige Marienbilder, und der Kopf des heil. Paulus öffentlich ausgestellt und alle Gläubigen aufgefordert worden, dahin zu gehn, und für Wiederherstellung der Ruhe zu beten. Die Engländer haben schaarenweis die Stadt verlassen, um der Revolution aus dem Wege zu reisen, da aber zu gleicher Zeit mehrere

Couriere angefallen worden waren, so gab es viel Unschlüssigkeit und bange Gesichter. Die deutschen Maler haben sich sämmtlich ihre Schnurrbärte abgeschoren, weil sie behaupten die Wuth des Pöbels werde sich zuerst gegen sie kehren, und keiner geht nach Ave Maria aus dem Hause. Horace Vernet hat seine französischen Pensionairs auf den Posten gestellt, will sich von der villa Medicis herab tüchtig vertheidigen im Fall eines Angriffs, und ist so recht in seinem Element, wenn es bivouacs, Schildwachen, Kugelgießen, und sonstiges Soldatenwesen giebt. Die Römer selbst aber sehen mir nach nichts weniger, als nach einer Revolution aus: die untern Classen sind mit dem Papst sehr zufrieden, namentlich haben ihm die Trasteveriner die größten Beweise ihrer Anhänglichkeit gegeben, Deputationen geschickt, und ihm, als er neulich ausfuhr, die Pferde ausgespannt und seinen Wagen unter Jubelgeschrei selbst gezogen, worüber sich der arme Mann Anfangs so erschreckte, daß er den folgenden Tag zur Ader lassen mußte, und sich in einem Edict zwar sehr bedankte, aber doch dergleichen für die Zukunft verbat; die Mittelklassen haben entsetzliche Furcht, keiner verläßt sein Haus gern Abends, die

Läden werden geschlossen, die Hausthüren verrammelt und erst nach langem Capituliren geöffnet — da weiß ich denn eigentlich nicht, wer die Revolution hier machen sollte, und bis jetzt hat auch wirklich nichts davon verlautet. Währenddessen habe ich also Zeit ruhig in der Fasten hier zu arbeiten und fleißig zu componiren; was mich seit einigen Wochen fast ausschließlich beschäftigt, ist die Musik zu dem Gedicht von Ew. Excellenz, welches die erste Walpurgisnacht heißt; ich will es mit Orchesterbegleitung als eine Art großer Cantate componiren, und der heitere Frühlingsanfang, dann die Hexerey und der Teufelsspuk, und die feierlichen Opferchöre mitten durch könnten zur schönsten Musik Gelegenheit geben. Ich weiß nicht, ob mirs gelingen wird, aber ich fühle, wie groß die Aufgabe ist, und mit welcher Sammlung und Ehrfurcht ich sie angreifen muß.

Nach der heiligen Woche denke ich dann nach Neapel und Sicilien [10] zu gehen, und so steht mir der größte Genuß noch bevor, so glückliche Stunden ich auch schon in Italien erlebt habe; wie ich meine Reise dann weiter richte, weiß ich noch nicht; es ist so schwer jetzt etwas ein Paar Tage voraus zu bestimmen, geschweige denn Monate.

Nun habe ich Ew. Excellenz zu bitten, dies lange Schreiben nachsichtigst entschuldigen zu wollen, und die unbegränzte Ehrfurcht zu genehmigen

mit der ich bin Ew. Excellenz ergebenster

Felix Mendelssohn Bartholdy.

Rom d. 5. März 1831.

---

3.

11 Ew. Excellenz,

Wenn es mir auch nicht möglich ist, hier in den Bergen auf der Fußreise Ihnen zu schreiben, wie ich es sollte und irgend etwas Ihnen zu berichten, das Sie nur für einen Augenblick interessirte, so kann ich es doch heut nicht lassen, weil mir von jeher an diesem Tage[12] so glücklich zu Muth war und weil ich ihn mir jedes Jahr gefeiert habe. Da möchte ich denn diesmal gar zu gern Ihnen sagen können, wie ich mich an dem Tage immer ganz besonders freue, daß ich gerade in dieser Zeit lebe und daß ich gerade ein Deutscher bin; verzeihen Sie mir deshalb, daß ich von Ihrer gütigen Erlaubniß an Sie zu schreiben, wieder

Gebrauch mache. Ich wollte aussprechen, wie glücklich uns alle der heutige Tag macht, und weiß es nun doch nicht zu sagen. Da ich Ihnen aber von allen Hauptpunkten meiner Reise Bericht erstatten soll, so darf ich denn freilich die Schweiz nicht auslassen, die von jeher mein Lieblingsland gewesen ist. Die Zeit, wo ich jetzt so ganz allein zu Fuß in den Bergen umhergestreift bin, ohne jemand zu kennen, ohne an etwas zu denken, als an das was ich in jedem Augenblick Neues Herrliches sah, die ist mir wohl unvergeßlich.

Ich kam aus dem Lande des heitern Himmels und der Wärme; die Schweiz hat sich denn freilich gleich anders angekündigt, ich hatte Regen und Sturm und Nebel, mußte mich sogar auf den Bergen oft beschneien lassen. Aber ich weiß nicht, wie es kam, daß mir sogar das behagte, und wenn sich aus den Wolken zuweilen ein Paar schwarze Felshörner erhoben, oder ein ganzes Land im Sonnenschein mitten aus dem Nebel auftauchte, das ist wohl auch etwas Prächtiges. So habe ich mich denn durch allen Sturm nicht abhalten lassen herumzusteigen, so viel ich konnte; der Führer wollte zuweilen nicht mit, ich habe oft gar nichts gesehn, aber ich habe es doch versucht, und

kam dann einmal ein schöner Tag, so war die Freude doppelt. Mir ist, als bekäme ich hier noch mehr Respekt vor der Natur und sey ihr noch näher gegenüber, als anderswo; das Land und die Leute hängen hier eben ganz allein von ihr ab. Sie werden von den furchtbaren Ueberschwemmungen und Wolkenbrüchen wissen, die im Berner Oberlande gewüthet haben; ich war gerade um die Zeit dort, und da war es schauerlich zu sehen, wie Alles, was von Menschen herrührte, sogar das Festeste, so leicht und augenblicklich verschwunden war, spurlos, als wäre es nie da gewesen: Straßen, Brücken, Wiesen und Häuser; nach drei Tagen war Alles in der Natur wieder still und freundlich, als sey nichts geschehen, und die Menschen fingen wieder an ihre zerstörten Arbeiten herzustellen, so gut es anging. Ich war gerade damals allein ohne Führer unterwegs am Thuner See, und seit dem Tage, wo Sie mir von Ihren Beobachtungen über Wetter und Wolken erzählten habe ich ein eignes Interesse dafür bekommen und mehr darauf gemerkt wie es oben zugeht; da konnte ich genau sehen, wie sich nach und nach das Unwetter bildete. Es hatten sich zwei Tage lang Wolken gesammelt, und endlich am 7ten Abends

brach ein starkes Gewitter los, das die ganze Nacht durch mit fortwährendem Regen anhielt; am Morgen war es aber, als wenn nicht Regen, sondern Wolken heruntergekommen wären, denn so tief habe ich niemals die Wolken liegen sehen; sie hatten sich weit und breit um den Fuß der Berge ins Thal hinein gelagert, ganz weiß und dick, und der Himmel drüber war voll schwarzem Nebel. Es regnete eine Zeitlang nicht, bis die Wolken unten anfingen sich zu bewegen und hin und her zu ziehen, da dauerte das Regnen wieder den ganzen Tag und die ganze Nacht, aber den dritten Morgen am 9ten hatten sich nun erst die eigentlichen Massen gesammelt, aus Wolken und Nebeldunst, und die ganze Breite des Horizonts und des Himmels waren davon eingenommen; wie man sonst Gewitter auf heiterm Himmel aufziehn sieht, so thürmte sich hier ein Wolkenheer übers andre und zog übers Land von der Ebne in Nord Westen in die südöstlichen Berge hinein. Man konnte das gegenüberstehende Ufer des Sees durchaus nicht erkennen; in den Zwischenräumen, während eine Wolkenschicht vorüber war, regnete es nicht, und fing dann aus der nächsten in einem Moment und mit unbeschreiblicher Wuth an. Nun standen alle Fuß-

wege voll Wasser, Quellen liefen auf den Straßen hin und her, die Bergströme rasten ganz toll; sie waren dunkelbraun, es sah aus, als spränge im Flußbett lauter dunkle Erde über einander und wälze sich in den See, man konnte weithin die schwarzen Streifen im hellen See noch unterscheiden. Die kleineren Brücken waren alle gleich am Morgen schon mit fortgenommen, an den größern steinernen wurden die Pfeiler und Bögen eingerissen, ein Waldstrom brachte Hausgeräth und Möbel mit in den See, ohne daß man noch wußte, wo die Häuser zerstört waren; als ich in den folgenden Tagen, wo das Regnen aufhörte, ins Lauterbrunner Thal kam, so war der breite Fahrweg spurlos verschwunden, ein Geröll von Steinen, Sand und hohen Felsblöcken überdeckte eine Viertelmeile weit die Stelle wo er gegangen sein soll. Dasselbe Unheil war an dem Tage fast im ganzen Land, auf den Gotthard, in Unterwalden, Glarus usw. Da war es denn zuweilen schwer durchzukommen, man mußte oft über die Berge, weil im Thal das Wasser keinen Platz ließ; aber auf den Bergen war es dafür dann desto schöner.

Die letzte Woche noch habe ich in einem Unter-

waldener Kloster, Engelberg, zugebracht,[13] mehrere 1000 Fuß über dem Meer, in der größten Einsamkeit, wo ich eine hübsche Orgel und freundliche Mönche fand. Sie hatten niemals den Namen von Seb. Bach gehört, da kam es ihnen ganz curios vor, als ich ein Paar von seinen Fugen spielte; es gefiel ihnen aber doch, ich mußte am Festtag den Organistendienst versehn, die Messe begleiten und die Responsorien machen; es war das erstemal, daß ich wieder eine ordentliche Orgel unter die Hände bekam, denn in Italien habe ich keine in erträglichem Zustande gefunden, noch dazu hatten die Mönche eine hübsche Bibliothek; Politik, Fremde und Zeitungen kamen da ins Thal gar nicht hin, so habe ich eine frohe Zeit dort zugebracht. Auch das Wetter hat sich aufgeklärt und namentlich heut ist es, als wolle die ganze Natur den Tag feiern und sich freuen; es ist der heiterste blaue Himmel, die Berge haben sich mit den hellsten Farben geschmückt, die Landschaft sieht ganz festtäglich und froh aus, als ob sie wüßten was es für ein Feiertag sei.

Eben komme ich aus dem Theater, dem einzigen in der ganzen Schweiz, wo sie Wilhelm Tell von Schiller geben; da jetzt nämlich die Tagessatzung[14]

hier ist, so weichen die Schweizer von ihrer Gewohnheit ab, lieber gar kein Theater zu haben, als ein schlechtes: Und weil es das einzige im Lande ist, erlauben Sie mir ein Paar Worte über die vaterländische Vorstellung zu sagen. Zehn Leute sind etwa in der ganzen Truppe vorhanden und die Bühne so groß und hoch, wie ein mäßiges Cabinet; sie wollten aber doch gern die großen Volksscenen geben; da stellten denn zwei in spitzen Hüten mit Spießen Geßlers Heer vor, zwei andre mit runden Hüten die Schweizer Landleute, alle Nebenpersonen kamen gar nicht vor, was sie Wichtiges zu sprechen hatten, ließen sie ohne Umstände weg und fuhren ruhig in den nächsten Worten ihrer Rolle fort, ohne allen Zusammenhang, wodurch zuweilen komische Sachen entstanden. Einige Schauspieler hatten nur den Sinn auswendig gelernt und brachten den augenblicklich in eigne Verse; der Ausrufer des Geßler schlug sich beim ersten Trommelschlag die Trommel vom Knopfloch los, daß sie auf die Erde fiel und konnte sie nicht wieder festmachen zur großen Freude des freiheitliebenden Publikums, das den Sklaven der Tyrannei sehr auslachte, und bei alle dem war das Stück nicht todt zu machen,

und brachte seine Wirkung hervor. Wenn die wohlbekannten Namen und die Plätze, die man den Tag zuvor gesehen hatte, vorkamen, da waren sie alle selig, stießen einander an, und zeigten auf den pappenen See, den sie in der Natur viel besser sehen konnten, wenn sie aus dem Hause traten. Am meisten Vergnügen machte aber der Geßler, weil er sich sehr ungezogen betrug, und grimmig schrie und wüthete; er sah aus wie ein betrunkener Handwerker mit seinem verworrenen Bart, der rothen Nase und der schiefen Mütze; das ganze Ding war sehr Arkadisch und ursprünglich, wie die Kindheit des Schauspiels. Und wenn ich dabei nun an eine Spontinische Oper[15] dachte, wo alles so täuschend, ängstlich nachgeahmt ist, wo vierhundert Leute singen, um ein großes Heer vorzustellen, wo die Amboße gestimmt werden, um die Cyklopenschmiede anschaulich zu machen, wo die Decorationen alle Momente sich verändern, und eine immer mehr glänzt, als die andre — so kam mir am Ende das Luzerner Theater mit seinen höckerigen Seewellen noch natürlicher und täuschender vor, denn hier konnte die Einbildungskraft mit spielen und hatte viel zu thun, um mitzukommen, aber dort wird sie zusammen-

gepreßt und ihr die Flügel beschnitten, mir wird immer ängstlich und fast kindisch dabei.

Verzeihen mir Ew. Excellenz nur, daß ich es wage, an Sie solche Kleinigkeiten zu schreiben, aber wenn ich versuchen wollte, Ihnen zu sagen, wie mir am heutigen Tage zu Muth ist, so wäre es dasselbe, was Sie von allen Menschen, den größten und höchsten, schon so oft gehört haben, und es wäre Ihnen noch unbedeutender; da verschweige ich es lieber.

Daß ich die Kühnheit gehabt habe, Ihre „erste Walpurgisnacht" zu componiren, schrieb ich Ihnen schon von Rom aus; nun habe ich sie in Mailand fertig gemacht;[16] es ist eine Art Cantate für Chor und Orchester geworden, länger und ausgedehnter, als ich zuerst gedacht hatte, weil die Aufgabe sich ausdehnte und größer ward und mir mehr sagte, je länger ich sie mit mir herumtrug. Erlauben Sie mir, Ihnen meinen Dank zu sagen für die himmlischen Worte; wenn der alte Druide sein Opfer bringt, und das Ganze so feierlich und unermeßlich groß wird, da braucht man gar keine Musik erst dazu zu machen, sie liegt so klar da, es klingt Alles schon, ich habe mir immer schon die Verse vorgesungen, ohne daß ich dran dachte. Wenn ich

in München, wohin ich morgen abreise, und wo ich mich bis gegen Ende des Septembers aufhalten will, einen guten Chor und die Gelegenheit dazu finde, so nehme ich mir vor, es dort aufzuführen. Das einzige, was ich hoffe ist, daß man es meiner Musik anhören mag, wie tief ich die Schönheit der Worte empfunden habe.

Dürft' ich Sie bitten an Ottilie und Ulrike meine herzlichsten Grüße und besten Wünsche zu sagen? Indem ich Sie nochmals ersuche mein heutiges Schreiben zu entschuldigen bin ich in unbegränzter Ehrfurcht Ew. Excellenz ergebenster

Felix Mendelssohn Bartholdy.

Lucern den 28ten August 1831.

## III. Zwölf Briefe an Ignaz und Charlotte Moscheles.[1]

1.

Berlin, 6. Jan. 1830.

Hochgeehrte Frau!

Ich weiß kaum wo ich anfangen soll, Sie um Verzeihung meiner Sünden zu bitten, denn ich fühle deren eine ganze Last auf meinem Gewissen, und eine weitläufige Entschuldigung möchte so langweilig werden, daß man sie wieder für eine neue Sünde halten könnte. Es ist auch wirklich fast unverzeihlich, daß ich mich erst jetzt an Sie wende, um Ihnen für die Freundlichkeiten und die Güte zu danken, die Sie mir diesen Frühling erwiesen haben;[2] indeß ist es auch wahr, daß dies die ersten Tage eigentlicher Ruhe sind, die ich seit jener Zeit zubringe. Erst die Reise nach den

schottischen Hochlanden, wo wir mit dem unfreundlichsten Wetter, schlechten Wegen, noch schlechteren Wagen, noch schlechteren Wirthshäusern und Einwohnern und der reichsten malerischen Natur zu beschäftigt waren, um auch nur für einen Tag zur Besinnung und zum Ausruhen zu kommen; dann meine Rückkehr nach London, wo ich im Begriff nach den Niederlanden abzureisen um meinen Vater zu treffen, im Augenblick der Beendigung so mancher angefangener Arbeiten und Besorgungen, das Unglück hatte, in einem Gig umgeworfen zu werden und nun 6 Wochen im Bette liegend, zwei Monate im Zimmer zubringen mußte; dann die Reise nach Haus, die mir durch die fortdauernde Schwäche meines beschädigten Fußes zu einer sehr beschwerlichen, ja gefahrvollen Unternehmung geworden ist, und mich sehr angegriffen hat, so daß ich nach meiner Ankunft wieder für einige Wochen in's Zimmer eingesperrt wurde, und endlich nun die silberne Hochzeit meiner Eltern, die wir in der vorigen Woche gefeiert haben und zu der ich mehrere Arbeiten vollenden mußte: — alles dies hat die letzten Monate des vorigen Jahres zu den buntesten und bewegtesten gemacht, die ich noch erlebt. Die unangenehmsten und

die glücklichsten Tage meines Lebens sind einander so schnell gefolgt, daß ich wirklich wie betäubt davon bin; auch werden Sie das genugsam an diesem confusen unordentlichen Briefe gesehn haben, den ich nur deswegen nicht auf besonnenere Zeit verschiebe, um durch längeres Stillschweigen mein Unrecht nicht noch mehr zu vergrößern.

Wie ich es nun anfangen soll, um Ihnen und Herrn Moscheles so recht genügend zu danken, das weiß ich wahrlich nicht. Denn was ich Ihnen auch sagen mag, so sinds doch nur Worte, und die wollen mir gar nicht recht ausreichen, wenn ich eine so aufrichtige Erkenntlichkeit aussprechen möchte, wie jetzt. Sie wissen was es heißt, zum erstenmal in ein fremdes Land kommen, und ein Fremder unter Fremden sein; dies Gefühl, das das schrecklichste in der Welt sein muß, haben Sie mich nicht empfinden lassen, Sie haben mir die erste Entfernung von meiner Familie so wenig fühlbar als möglich gemacht; den erfreulichen schönen Eindruck, den England auf mich machte, verdanke ich Ihnen zumeist, und dieser Eindruck wird sich hoffentlich auch auf meine übrige Reise verbreiten, weil der erste Anfang das schwerste für mich war. So will

ich Ihnen auch weiter gar nicht für jede einzelne Gefälligkeit und Güte, für jede Mühe, die Sie sich meinetwegen gemacht, danken; ich würde nicht aufhören können das zu thun — aber die freundliche Gesinnung, die aus alledem sprach, das Wohlwollen, mit dem Sie mich aufnahmen und mir erleichterten, was mir schwer und unbekannt war — dafür lassen Sie mich hier Ihnen und Ihrem Gemahl so recht von Herzen meinen Dank sagen. So lange ich nicht mein erstes Hinaustreten in die Welt vergessen werde, so lange wird mir die Erinnerung an Ihre Güte bleiben. Wo es mir nun vergönnt sein wird, Ihnen dies mündlich zu wiederholen und besser auszudrücken, als man es mit den kalten, förmlichen Buchstaben kann, — das weiß ich nicht; doch hoff' ich, daß mir bald einmal das Glück zu Theil werden möge, Ihnen irgendwo wieder zu begegnen.

Genehmigen Sie die Hochachtung mit der ich bin

Ihr ergebenster F. M.

2.

Berlin, den 25ten Juli 1832.

Liebe Madame Moscheles!

Wenn dies doch ein Billet wäre, und unten wartete der dienstbare Geist und trüge es in einer Minute zu Ihnen; aber Brief, und Post, und Dampf, und Meer, das klingt so ernsthaft und geschichtlich, und doch habe ich nichts ernsthaftes zu sagen, sondern sehne mich gerade jetzt einmal darnach, ein wenig mit Ihnen zu sprechen, die Welt durchzuhecheln, Phrenologie anzugreifen, von unten eine matthändige Schülerin ein langsames Presto spielen zu hören und dazwischen wenn sie es gar zu arg macht, ein Paar blitzende Töne von einer anderen Hand, kurz nach Chester Place [4] gehen zu können. Denn wenn ich mit Ihnen sprechen möchte, so will ich mich gar nicht sprechen hören, sondern Sie, also mag ich eigentlich gar keinen Brief schreiben, sondern einen lesen; es hilft aber zu nichts. Warum haben Sie mir auch verboten, mich nur ein ganz klein wenig zu bedanken? ich täte es so gern und darf doch nicht, denn ich

sehe Sie darüber lachen. Man kann aber für frohe Zeit gar nicht danken; sobald man sie übersieht, ist sie schon weg, und so lange man drin lebt, ist es alles so natürlich; denn ich habe es natürlich gefunden, wenn Sie und Moscheles mir Alles zu Liebe und alles Freundliche thaten was ich mir jemals wünschen kann; mir fiel gar nicht ein, daß es irgend anders sein könnte; jetzt aber sehe ich doch zuweilen, daß es zu alledem auch ein Glück war, und daß sich Alles gar nicht so von selbst versteht. Das klingt alles dumm, aber wüßten Sie nur, wie sehr sonderbar mir nun in den letzten Wochen hier gewesen ist, ich kann zu keinem ruhigen Wort, zu keinem Gedanken kommen. Als ich den Freitag Abend von Ihnen ging und auf's Dampfboot nach Hamburg, da dachte ich mir meine Familie, das ganze Haus wer weiß wie verändert zu finden — 2 Jahre und verheirathete Schwestern und so fort. Nun komme ich an, und nach den ersten zwei Tagen leben wir Alle so gemüthlich und ruhig nebeneinander fort, als sei dazwischen keine Reise, keine Jahre, keine Veränderung getreten. Ich begreife nicht, daß ich einmal habe fort sein können, und wenn ich nicht an die lieben Freunde denke, die ich während

dessen gefunden habe, so ist mir die ganze Zwischenzeit wie eine lebhafte Erzählung, die ich gehört habe. Das geht nun aber eben mit mir gar nicht, auf jedem Schritt fällt mir eine frische Reiseerinnerung ein, der folge ich, und träume so eine Zeitlang weiter, und bin weit fort, dann komme ich wieder zu den Eltern und Schwestern, und mit jedem Wort, das sie sprechen und mit jedem Schritt, den wir im Garten thun, kommt wieder eine andere Erinnerung von vor der Reise, und steht plötzlich ganz neu da, als sei sie nie weggewesen, und so kreuzen sich die verschiedensten Erinnerungen, und durchschneiden sich und lassen mich zu keiner Ruhe kommen. Ob das sich ordnen wird, weiß ich nicht, aber bis jetzt bin ich dadurch wie auseinander gerissen, und habe keinen Anhaltpunkt. Gegenwart und Vergangenheit hängen noch so sehr zusammen, und doch muß ich mich daran gewöhnen, daß die Vergangenheit vergangen sei. Es thut auch nichts, das Beste bleibt davon, drum schreibe ich Ihnen jetzt auch den Brief hier, und schicke ihn ab so wenig daran ist. Sie haben es mir zuweilen nachgesehen, wenn ich sehr unausstehlich war, und behaupteten wohl gar, es sei genial; das ist es nun

wohl nicht, aber das Herz ist schwarz wie der Küster sagt (die betreffende Geschichte lassen Sie sich von Klingemann erzählen, wenn Sie sie nicht kennen)[4a]) Denken Sie sich nebenbei, daß ich seit ich hier bin, noch keine Note habe componiren können. Das ist eigentlich das Schlimmste, denn hätte ich zu arbeiten, so wäre auch Alles andere gleich vorüber. Haben Sie denn keinen deutschen oder sonstigen Liedertext, den ich componiren könnte? Für eine Singstimme bis f hinauf und c hinunter[4b]), versteht sich, und ich könnte es dann etwa 1833 auf dem Erard begleiten, und von unten hörte man wieder das langsame Presto. Aber auch ein Lied wüßte ich jetzt kaum zu schreiben; wie soll man denn den Frühling besingen, wenn man im Juli friert, wenn die Blätter im Sommer abfallen, und die Blumen verfaulen, und die Früchte verderben? So sieht es nämlich hier aus; die Leute heizen ein der Regen kommt in Strömen herunter, kalte Fieber und Cholera, und Bundestagsbeschluß sind die Gespräche, und ich, der in Guildhall meine Rolle gespielt habe, muß nun hier behutsam und wohlwollend sprechen, um nicht zu radical zu erscheinen. Heut ist die Cholera wieder angekündigt, obwohl nicht auf Be-

gehren; aber dies russische Geschenk wird nun wohl fürs erste vorhalten, und uns nicht wieder verlassen. Nur ist es gut, daß jetzt keine Hemmungen mehr dabei sind, sonst könnten sich Hamburg und Berlin wechselweise gegeneinander sperren und mir wäre das aus Gründen sehr ungelegen. Als ich zwar in Hamburg ein Wort davon fallen ließ, daß Sie oder doch Moscheles vielleicht hierher kommen möchten, da hatte ich mit einem Male Alles verscherzt. Ihre Schwester sah mich sehr böse an und fragte, was denn in Berlin zu holen sei, wer sich denn da für Musik interessire? Ich citirte mich, aber das gefiel wenig, man fand mich nach und nach immer abscheulicher; ein rechter Berliner, dachte man, dann wurde ich ein Fremder, dann gar ein fremder Musiker, dann wurde man ganz höflich, aber ich brach geschwind ab, und erinnerte mich an Ihre Lehren, daß ich mich hübsch einschmeicheln sollte. So sagte ich, Sie würden auch wahrscheinlich nicht kommen, und da war man wieder gut. Aber heimlich sage ich nun doch: O kommen Sie, kommen Sie, so gut es Einem in Berlin gemacht werden kann, so wollen wir es schon machen, und wenn mir Moscheles schriebe, daß er im October käme, so finge ich von heute an

mich auf den 1. October zu freuen. Im Schnellpost-coupé ist so schöner Platz für zwei Personen, und die Fahrt geht so gemächlich — Sie sollten es doch thun. Aber heut' quäle ich noch gar nicht, sondern ich bitte Sie nur, lassen Sie mich es wissen, wenn Sie nach Hamburg gehen, dann aber schreibe ich Ihnen einen 16stimmigen Brief, und alle Stimmen sollen rufen: Hieher. — Zwar haben Sie es wohl prächtig in Hamburg und ich denke mir lebhaft, wie schwer Sie sich davon losmachen können; Ihres Vaters neues Haus ist das Reizendste das man sich vorstellen kann; das schöne Wasser[4c]) und die reichsstädtischen Thürme vor den Fenstern, und alle Stuben so hell und freundlich, voll und doch nicht gedrängt, und man vermißt keinen Comfort wenn man aus London kommt, und dazu sieht man es dem Bewohner und den Stuben und den Möbeln, namentlich aber dem großen Musiksaal an, wie sich Alle auf Sie freuen und Sie erwarten. Da werden Sie es wohl schön und behaglich finden; aber wenn wir auch keine Aussicht und keinen Comfort machen können, so würde sich doch Alles eben so sehr freuen, und das ist am Ende die Hauptsache. A propos, die Belleville[5] ist

hier und macht wenig Glück, sie wollte ein Concert geben, in dem sie, wie sie in den Ankündigungen sagte, von Herrn Oury, ihrem Manne, unterstützt würde; aber die Berliner wollten nicht hineingehen, da hat sie es nicht gegeben, und im Theater zwischen zwei Comödien gespielt. Die Leute sagten, sie spiele ohne Seele, und deßhalb ging ich lieber gar nicht hin; denn was ein Berliner ohne Seele nennt, muß verzweifelt kalt sein. Ueberhaupt bin ich blasirt was das Septett von Hummel und Herzsche Variationen betrifft, und das Publikum hatte Recht, und war auch blasirt. Die „Schöne Stadt" ist nebenbei auch häßlich, also ziehe ich die Blahetka[6] vor. Ach Gott, gegen die bin ich sehr unartig gewesen und habe keinen Abschied genommen; vertheidigen Sie mich nur ja, aber namentlich vertheidigen Sie mich, wenn die Ihrigen in Hamburg mich sehr übel finden und angreifen wegen meiner Berliner Aeußerung. Dann sagen Sie, ich hätte nur aus Eigennutz so gesprochen, und es sei mir dabei hauptsächlich um meine eigene Freude zu thun, wenn ich Sie beide und die Kinder einmal wieder sehen könnte. Ich sei überhaupt eigennützig, und das bin ich, und möchte, Sie kämen. An Emily

und Serena[7] meine besten Grüße und Wünsche, und leben Sie und Moscheles so wohl und glücklich wie ich es Ihnen wünsche.

Ihr

Felix Mendelssohn Bartholdy.

---

3.

Berlin, den 10. Aug. 1832.

Lieber Moscheles!

1tes Motto: Sagt es Niemand, nur den Weisen (Goethe).
2tes Motto: Quälen hilft (Altes Stück).

Deshalb schreibe ich Dir jetzt; denn wenn quälen hilft so will ich quälen, daß es einen Stein bewegen soll, und Du sag' es Niemand, selbst den Deinigen nicht, und komm' nach Berlin. Sieh einmal, seit ich Deinen Brief aus Hamburg bekommen habe, ist es mir doppelt klar geworden, daß Du herkommen mußt, und wäre es auch nur, um ein Paar Tage mit uns hier zu leben; wir wollten Dich so verziehen! Gestern habe ich meine Wohnzimmer mir recht gründlich besehen, und gefunden, daß sie prächtig für Dich passen

würden; Du dürftest nirgends anders wohnen, als Leipziger Straße Nr. 3, im Hotel zur grünen Partitur d. h. auf meiner Stube; sie ist zwar nach der Straße heraus, aber doch sehr still und angenehm; groß ist sie, wie Dein ganzes erstes Haus in Norton-Street; daneben ist ein eben so großes Schlafzimmer; ich würde dann eine Treppe hoch ziehen, allwo auch noch ein Zimmer für Deinen Bedienten, oder wen Du willst, leer zu machen ist; ein Clavier wartet auf Dich, der Ofen heizt sich gut, kurz, Du siehst, daß ich zu einem Wohnungsanzeiger zu brauchen wäre. Aber ich übertreibe nicht, Du solltest nett wohnen, und alles wäre trefflich, wenn nicht die Hauptsache noch fehlte, nämlich Dein Kommen. Aber führe es aus und wenn Du kommst, so wohne hier, und laß uns lustige Zeit erleben. Ich möchte Dir eine 15 stimmige Fuge schicken, und jede Stimme sollte singen „Komm nach Berlin". Die Gegend ist zwar nicht schön, und beim Theater ist jetzt kein vortreffliches Personal, keine Sängerinnen und kein Sänger, aber man kann doch Musik machen.

Habe tausend Dank für Deine Freundlichkeit bei Besorgung meiner Clavierlieder;[8] ich wußte schon von Simrock, daß Du an ihn geschrieben hättest, und mache

mir fast Vorwürfe, Dir Deine zahllosen Arbeiten in London noch vermehrt zu haben; ich kann es nicht genug bewundern, wie Du Alles tun kannst, was Du thust, und in solcher Ordnung und Sicherheit. Aber dafür bist Du ja auch die lady patroness von allen Musikern, die nach England kommen, und es muß Dir schon gewöhnlich geworden sein, wenn sich Einer für Deine Güte bedanken will. Dessen ungeachtet thue ichs, und danke Dir herzlich. Du thätest mir einen Gefallen, wenn Du mir ein Exemplar der Clavierlieder hieher schicken wolltest, da Du mir schreibst, daß Du es könntest. Es werden gewiß wenigstens 20 Auflagen von dem Werk gemacht werden müssen, und dann werde ich mir von dem Extrag das Haus Chester Place No. 2 kaufen, und einen Sitz im Unterhaus, und werde ein Radicaler von Profession. Bis dahin sehen wir uns aber noch, hoff' ich, denn es könnte doch vielleicht bei der ersten Auflage sein Bewenden haben.

Was ist denn aber das für eine Anspielung auf die „schöne Stadt". Hältst Du mich für einen damoiseau, für einen Schäfer, oder vielleicht gar für ein Schaf? Glaubst Du, ich hätte die Belleville nicht ge-

hört, weil sie keine Belle vue sei, oder weil sie so breite Aermel trägt? Es ist nicht der Grund, obwohl es allerdings auch gewisse Gesichter giebt, die nun und nimmermehr Künstler sein können, und die mir gleich so viel Kälte und Eis entgegenströmen, daß ich beim bloßen Anblick erfrieren möchte. Aber warum soll ich denn diese oder jene Variationen von Herz zum 30ſten male mit anhören? Es macht mir eben so wenig Vergnügen, wie Seiltänzer und Springer; bei denen hat man wenigstens den barbarischen Reiz, immer zu fürchten, daß sie den Hals brechen können, und zu sehen daß sie es doch nicht thun; aber die Clavierspringer wagen nicht einmal ihr Leben, sondern nur unsere Ohren — da will ich keinen Theil daran haben. Hätte ich nur nicht immer das Unglück hören zu müssen, das Publikum verlange es so; ich gehöre ja auch zum Publikum, und verlange gerade das Gegentheil. Und dann spielte sie zwischen zwei Stücken, das kann ich wieder nicht vertragen; erst geht der Vorhang auf und ich sehe ganz Indien, und den Paria und Palmen und Strohpflanzen und Mord und Todschlag und muß sehr weinen, dann geht der Vorhang auf und ich sehe Mlle Belleville mit einem

Pianoforte, und einem Concert aus irgend einem moll und muß sehr klatschen, und endlich kommt „ein Stündchen vor dem Potsdamer Thor," da soll ich lachen. Nein, das geht nicht, und das sind meine Gründe, weshalb ich Deine Schelte nicht verdiene. Ich bin zu Hause geblieben, weil ich mich auf meiner Stube, oder mit den Meinigen, oder im Garten, der dies Jahr wunderschön ist, am besten befinde. Willst Du mir das nicht glauben, so komm her und sieh Dir es selbst an, darauf muß ich immer wieder hinauskommen. — Ich schreibe jetzt an dem morning service für Novello, aber es will noch gar nicht recht von Herzen gehen; eine Menge Contrapunkt und Canons, sonst wenig. Noch brummt mir die Reise gar zu sehr im Kopf.

In diesem Augenblick fällt mir auf einmal ein, daß Du mich eines Sonntags nicht wegschicktest, als ich Dich um 11 Uhr Nachts aus dem Schlafe störte, sondern daß Du behauptetest, Du wolltest noch gar nicht zu Bett gehen. Das war nicht recht von Dir, aber ich denke zugleich an die Bachschen Stücke, die wir zusammen spielten, und muß Dir noch sagen, daß ich noch ein ganzes Heft unbekannter Sachen in derselben Art von ihm hier gefunden habe, und daß sie

nun alle zusammen bei Breitkopf und Härtel erscheinen sollen. Es sind himmlische Sachen darunter, ich denke Du wirst Dich damit freuen.

Hier habe ich ganz entsetzliche Lücken gefunden; die liebsten Gestalten habe ich hier nicht wiedergesehen, und wenn ich in die Akademie trete, so kann ich Dir gar nicht sagen, was das für ein trauriges Gefühl ist; mir kommts vor, als fehlte an dem Gebäude etwas, als sähe es auch anders aus, seit die Menschen nicht mehr drin sind, die mir es lieb und belebt machten. Da werden Einem denn die gebliebenen Freunde doppelt lieb, und drum sage ich: komm! oder eigentlich kommt!! Denn wenn Du herreisest, so können die Deinigen nicht in Hamburg bleiben, sondern müssen mit Dir; es ist ja nur eine kurze Reise! Wie meine ganze Familie Dich und Deine Frau tausendmal grüßen läßt, und wie sie sich alle bei der Aussicht freuen, Euch hier zu sehen, das kannst Du Dir denken. Vor allen Dingen bitte ich Dich und Deine Frau von diesem Briefe, weder auf dem neuen Jungfernstieg noch in der Esplanade ein Wort zu sagen; die Wände haben Ohren, und ich würde dann nie wieder nach Hamburg kommen können, wenn

sie erführen, wie ich eigennützig bin. Ich wollte einen kurzen Brief schreiben; aber Du weißt, wenn wir Abends ans Plaudern kamen, so merkte ich nur erst wenn Eure Gesichte vornehm wurden, daß es viel zu spät sei, und da ich leider Euch jetzt nicht sehen kann, so muß ich mich vom Papier mahnen lassen, und schließe. Lebt wohl und bleibt freundlich.

Felix Mendelssohn Bartholdy.

---

4.

Berlin, 3. Sept. 1832.

Liebe Madame Moscheles!

Ich bin wohl ein Sünder, daß ich auf Ihre so große und erfreuende Freundlichkeit so ganz verstockt schweige; aber daß ich Ihnen Ihren Brief von Herzen danke, und daß es mir ein Fest gewesen ist, als er ankam, brauche ich Ihnen kaum zu sagen, und alles Andere was ich Ihnen von mir melden könnte, ist unerfreulich wie der Nebelwind. —

Es giebt so Zeiten, wo ich am liebsten ein Tischler

oder Drechsler geworden wäre, wo mich Alles so verdrießlich ansieht, als müßte ich mir Heiterkeit und frohe Zeit erst aus einer ganz fremden Sprache übersetzen lassen; das liegt mir Alles so weit ab. Solche Zeit nun habe ich nie ärger erlebt als in diesen letzten Wochen, mir ist unsäglich dumm zu Muthe. Aber Sie fragen, warum ich mir einfallen lasse, Ihnen das zu schreiben? Weil Neukomm mir gestern Abend die schönste Rede hielt, die gar nichts half, und mir alle möglichen guten Mittel angab, die ich aber nicht brauchen mag, und mir in's Gewissen predigte, was ich aber selbst eben so gut kann, und mich endlich frug, warum ich Ihnen auf Ihren lieben Brief noch nicht geantwortet hätte? Weil ich grimmig sei, sagte ich; er aber meinte, man müßte durchaus nur schreiben wie Einem zu Muthe sei, und Sie würden das gar nicht übelnehmen, sondern natürlich finden. Auf seine Verantwortung hin habe ich's nun gethan; sind Sie mir doch darum böse, so habe ich besser prophezeit als er, denn ich wollte bessere Zeit abwarten, um Ihnen einen lustigen Brief zu schreiben; er sagte aber, daraus machten Sie sich gar nichts. Was Ihre Berliner Reise betrifft, so habe ich Moscheles darüber einen ausführlichen

Geschäftsbrief geschrieben, und ihm die Verhältnisse auseinander gesetzt wie ich sie ansehe, und wie es mir Andere dargestellt haben. Bitten und Wünsche sage ich darüber aber nicht mehr, es sähe sonst etwas zudringlich und egoistisch aus, und beides ist mir so sehr zuwider, daß ich auch den Schein davon gern vermiede. Nun aber, wenn Sie sagen, die Ihrigen haben mir schon halb verziehen, weil Sie wahrscheinlich doch nicht kämen, so ist das kein rechter Trost; sondern ich möchte fast lieber, es wäre umgekehrt. Sie besänftigten dann die Ihrigen wieder bei der Zurückkunft, und ich gäbe Ihnen carte blanche, die allerentsetzlichsten Dinge von mir zu erzählen, mich wie einen Neger anzuschwärzen; denn Sie wären dann hier gewesen, und das schadete Alles nichts mehr. Wenn Klingemann[9] die Cour macht, so thut er recht und löblich, denn dazu ist man in der Welt; wenn er sich aber verheirathet, so lach' ich mich todt, denn wie soll sich Klingemann im Ehestande ausnehmen? Und doch sagen Sie es voraus, und ich weiß, daß Sie immer schon am Gesichte sehen, was Einer sagen will; wollte ich Brod, so sagten Sie halblaut „some bread", und nun möchte es da mit der Braut eben so gehen. Aber leider bin ich gerade

für Heirathen auch ein Prophet, und sage das stricte Gegentheil, Klingemann bleibt ein Ritter vom Junggesellenorden, und das bleibe ich mit ihm, und wir beide werden uns vielleicht einmal in 30 Jahren sehr gern verheirathen wollen, dann mag uns aber kein Mädchen mehr. Diese Prophezeiung schneiden Sie aus dem Briefe, wenn Sie ihn verbrennen, und heben Sie sorgfältig auf; in 30 Jahren wird sichs zeigen, ob sie glaubwürdig war. Sie wollen wissen, wie die Kleider gefallen haben? Aber wissen Sie denn nicht, daß Sie sie ausgesucht haben? Und brauche ich Ihnen nun erst ausdrücklich zu schreiben, daß sie bei allen feierlichen Gelegenheiten obligat sind, und sehr bewundert und beneidet werden, und daß Mutter mit ihrem Tuche neulich einen Chemiker zum Erstaunen brachte, weil er nicht glaubte, daß man so schön braun färben könne. Ob aber Alles recht zugeschnitten ist und nach der Mode sitzt, weiß ich nicht; schon deßhalb müßten Sie eigentlich herkommen, um mir das klar zu machen. Aber wie gern ich wollte, daß Sie mir einmal ein wenig Moral predigten, wie Sie es sonst wohl thaten! denn ich weiß nicht, wo ich mit meiner tiefen Verstimmung hin soll. Verzeihen Sie

den dummen Brief; ist mir doch nicht anders zu Muthe, und grüßen Sie was Ihnen nahe steht, von Ihrem ergebenen

Felix Mendelssohn Bartholdy.

---

5.

Düsseldorf,[10] den 25sten Dec. 1834.

Lieber Moscheles! Jetzt halte ich meine eigene Undankbarkeit und Grobheit d. h. mein Stillschweigen auf Deinen prächtigen, lieben, langen Brief mit der schönen Birminghamer Beschreibung[11] und mit aller Güte und Freundlichkeit nicht länger aus, und muß wieder schreiben. Warum ich's nicht seit zwei Monaten gethan, das weiß ich eigentlich zu entschuldigen gar nicht, kaum zu sagen; aber die Affen am Orinoko reden nicht, weil sie nichts zu reden wissen (wie ich mal gelesen habe), und so eine Art Thier war ich, und dann war ich einmal sehr schlimmer Laune und unbeschäftigt, und dann wieder guter Laune aber über-

beschäftigt, kurz ich verschob es. Uebrigens quält mich wahrhaftig jetzt wieder der Gedanke, daß man einem Londoner, und nun gar Dir, von Düsseldorf Etwas schreiben soll — denn dieses ist ein gar zu kleines Nest, und vorgehen thut gar nichts, und daß die Tories wieder am Ruder sind, kann ich Dir nicht schreiben. Never mind, ich schreibe, um mal wieder was von Dir zu lesen, denn eben weil Deine lieben Briefe mir immer solch eine Freude machen, und mir so ganz Euer großartiges Treiben veranschaulichen, möchte ich lieber von unserem kleinstädtischen Treiben schweigen, das eigentlich nur ein Treiben ist, wie man Heerden treibt. Nur eins beklage ich in Deinem Briefe — daß ich erst durch Klingemann erfahren mußte, daß Du eine Ouvertüre zu Johanna von Orléans geschrieben hast. Du weißt, wie mich das vor Allem interessirt, und wie herzlich ich Dir Glück wünsche, schon blos zu dem vortrefflichen und ernsten Gegenstand Deiner Kunst; wenn ich nur erst das Stück selbst kennte. Darüber schweigst Du aber ganz, und so erfahre ich gar nichts von dem, was Du zeither componirt hast, oder noch im Kopfe herumträgst. Bitte, schreib mir doch davon, und zwar die Details,

mit Tonart, Arbeit, Instrumentirung und womöglich kleinen Noten. Hast Du denn nichts Neues für Clavier geschrieben? das wäre eine rechte Wohlthat, denn es fehlt gar zu sehr an was recht schönem Neuen. Deine Beschreibung des Musikfestes für die muß ich Dir noch einmal ganz apart danken, sie ist so lebendig und interessant, daß man meint, man sei dabei, und höre Neukomm[12] phantasiren und sehe Miß Ryland in der Loge; denn Deine und Deiner Frau Beschreibung müssen zusammengehalten werden; ganz prächtig ist, was Du über Neukomms Musik sagst, und mir recht aus der Seele gesprochen; was mich nur wundert ist, wie ein sonst so geschmackvoller und gebildeter Mann nicht auch in der Musik durch beides mehr gewählt und elegant schreibt; denn ohne von den Ideen und dem Grunde seiner Compositionen zu sprechen, scheinen sie mir oft gar zu sorglos, fast ordinär gemacht zu sein, und die Phantasie zwischen den Theilen von der Du erzählst, bestätigt dies wohl wieder; wenigstens würde mich schon der Titel abgeschreckt haben und in der besten Hörlaune gestört. Auch das viele Blech gehört hierher, denn schon nach einer Berechnung mußte man's aufsparen, von aller Kunst ganz

zu schweigen. Darin gefällt mir unter Anderm Händel's Art prächtig, mit seinen Pauken und Trompeten so ganz gegen das Ende recht dick klobig dreinzufahren, als ob er drauf los prügelte; da ist kein Mensch, den es nicht ergreifen müßte, und dergleichen nachzuahmen schiene mir immer noch weit besser, als eine Ueberreizung und Anspannung der Zuhörer, die dann am Ende den Cayennepfeffer gewohnt werden. So habe ich jetzt Cherubini's neue Oper Ali Baba durchgesehen, und wenn ich an vielen Stellen ganz entzückt war, so hat mich's doch an sehr vielen auch gejammert, wie er gänzlich in den verdorbnen neuen Pariser Ton mit einstimmt, an ruhige edle Stücke einen Knallschluß hängt, instrumentirt, als seien die Instrumente gar nichts, und nur der Effect was, mit drei und vier Posaunen um sich wirft, als hätten die Menschen statt der Trommelfelle Trommelfelle, und dann in den Finales am Ende einen Scandal, und ein Wüthen mit häßlichen Accorden macht, daß es weh thut. Daneben stehen dann Stücke aus seiner früheren Zeit, aus Faniska, Lodoiska u. s. w. so geistreich und hell wie Menschen neben Vogelscheuchen, und so wundert mich's nicht, daß die Oper nicht gefallen konnte; wer den

alten Cherubini liebt, der muß sich an dem elenden Zeuge und an seiner Feigheit ärgern, wie er dem sogenannten Zeitgeschmacke und dem Publikum nachgiebt (als ob unsereins nicht auch Publikum mitmachte, und in der Zeit lebte, und als ob wir nicht auch Musik für unsern Magen haben wollten); und wer den alten Cherubini nicht liebt, dem ist doch immer noch viel zu viel von ihm im Ali Baba drin, und dem wird er's auch nicht recht machen, und giebt er sich noch soviel Mühe — er guckt aus den ersten drei Noten doch immer wieder raus; das nennen sie dann rococo, perruque u. s. w. — Du wirst denken, mir sei ganz rasend grimmig heut zu Muthe, aber ich begreife gar nicht, wie ich in den Ton verfallen bin, denn mir ist eigentlich sehr behaglich und vergnügt; es ist erster Feiertag, in der Stube riecht's stark nach schwarzem Pfefferkuchen, den ich gestern bei Schadows aufgebaut bekam, nebst Hausrock von Hause, und Schreibsachen, und Süßigkeiten, Tasse u. s. w. Inmitten dieser Herrlichkeiten habe ich einen sehr lustigen Tag zugebracht, und Abends läuft mir die Feder mit Bosheit davon. Auch Düsseldorf ist gar nicht so arg, wie ich's Anfangs machte; Du solltest es schon loben, wenn Du

Ignaz und Charlotte Moscheles

den Singverein seinen Seb. Bach singen hörtest, wie einen Ritter; nächstens geben wir die Jahreszeiten öffentlich, und in den Fasten den Messias. Im letzten Concert wurde Weber's Leier und Schwert gesungen, und der erste Theil des Maccabäus, und die Sinfonia eroica, und ich stehe hier in fürchterlichem Respect. Aber ich glaube, mein Mißmuth kommt daher, daß mein Pferd Nachmittags mit mir durchgegangen ist, und zwar mitten über die Promenade durch die Stadt wie toll bis an den Stall; und ich saß darauf und blieb zwar sitzen, aber ich ärgerte mich doch abscheulich und die Leute freuten sich, wie der Herr Musikdirector so jage. Und dann giebt es auch wirklich gar zu wenig hübsche Mädchen hier, man will doch nicht den ganzen Tag Fugen und Choräle componiren; aber meiner Treu, ich werde hier so philisterhaft und altmodisch, daß ich sehr ungern einen Frack anziehe, und wie es gar im Frühjahr werden soll, im Fall ich nach England käme, und Schuh tragen müßte, das weiß ich gar nicht. Frag nur Klingemann, der wird's bestätigen. Wenn ich aber wirklich im Frühjahr mit meinen Arbeiten so weit bin, daß ich hinüber

kommen kann, so soll sich das Alles schon wieder geben, und ob ich mich dann auf Chester Place N. 3 freue, das weißt Du wohl Mit meinem Oratorium [13] geht es jetzt rasch vorwärts, ich arbeite im 2ten Theil, und habe dieser Tage ein Chor in fis moll, einen lustigen Chor der Heiden, gemacht, der mir selbst ungeheuer viel Plaisir gemacht hat, und den ich Dir gar zu gern zeigte. Wie ich denn überhaupt gar zu sehr gespannt bin, ob Du mit meinen neuen Arbeiten zufrieden sein wirst. Einige Fugen, Lieder ohne Worte, mit Worten, ein Paar Etüden, habe ich seit kurzem gemacht, und brächte gar zu gern ein neues Clavierconcert mit nach London; aber davon weiß ich bis jetzt nichts. Du hast mir mal gesagt, ich müsse nun ein ruhiges, gehaltenes Clavierstück schreiben, nach alle den unruhigen, und das will mir nicht aus dem Kopf, und das läßt mich gar nicht näher kommen; denn sowie ich an ein Clavierconcert denke, so geh ich durch, und so wie ich durchgehe, so sag ich: Moscheles hat gesagt etc. und da wird's nichts. Aber ich will's schon noch rauskriegen; wenn's wieder unruhig wird, liegt es an meinem Willen wahrhaftig nicht. Nun aber lebe wohl, lieber Moscheles, und wenn es Deine Muße

erlaubt, laß mich wieder und viel von Dir hören, und bleibe mir gut.

Dein Freund

Felix Mendelssohn Bartholdy.

---

6.

Düsseldorf, den 10ten Januar 1835.

Liebe Madame Moscheles! Wenn man auf Erbsen knieen und dabei schreiben könnte, so sollte ich diesen Brief so schreiben, ich großer Verbrecher; aber geistig knie ich wirklich auf Erbsen, und bereue mein langes Stillschweigen auf Ihren letzten gar so lieben Brief (nach dem Birmingham festival) und möchte, Sie erlaubten mir bald wieder aufzustehen und vergäben mir meine Stummheit. Wenn nicht morgen der Courier ginge, der das längstversprochene Bildchen, das ich für Sie gemalt habe, mitnimmt, so glaube ich, daß ich auch heute noch nicht zum Schreiben käme, und statt daß dies meine Schuld schlimmer macht, meine ich, es sollte mich entschuldigen. Denn Sie wissen, daß ich Zeiten habe, wo ich an mir sehr wenig finden

kann, und mich scheue, viel von mir selbst zu sprechen und zu denken, und solche Zeiten kommen mir hier denn auch manchmal über den Hals, schlimmer als anderswo, weil hier eigentlich gar Niemand ist, dem ich dergleichen anvertrauen möchte. Trifft nun gerade dann ein Brief ein, wie Ihr letzter war, der mich mitten in das lebendige und vielbewegte Leben, das Sie führen, mit hinübernimmt, so kommt mir das meinige doppelt einförmig vor, und ich weiß auch kein Wort davon zu sagen; müßte denn von mir und meinen Arbeiten erzählen; das verstimmt mich in solcher Zeit dann wieder; kurz, ich habe eine Vorliebe für den spleen wie für alles andre Englische, und er erwiedert die Vorliebe. Da ist mir denn, als müßte ich Ihnen langweilig werden, und ich kann keinen Brief anfangen. Wenigstens war das so. Heut ist's aber anders und ich muß mein Bild überreichen, welches ich denn hiermit zierlich thun will (eine Reverenz müssen Sie sich hinzu denken). Es ist die Seufzerbrücke in Venedig, die ich im October 1830 dort auf diese Art gezeichnet habe; sollte die Perspective falsch sein, so bitte ich Sie anzunehmen, es sei nicht mein Fehler, sondern der Dogenpalast

falle eben ein, und stehe deßhalb schief. Das Wasser ist die partie honteuse, ich habe heut noch den ganzen Morgen daran gearbeitet, es ein wenig klarer zu machen, aber statt dessen wird es immer schmutziger. Also müssen Sie wieder annehmen, es sei Ebbe, wo in ganz Venedig das Wasser sehr trübe und sumpfig wird, und also vielleicht so häßlich aussehen könnte. Ferner ist der Himmel ein wenig fleckig, aber ein gewisser Nicolai in Berlin hat jetzt ein dummes Buch herausgegeben, worin er beweisen will, an Italien sei gar nichts, das Land nicht schön, die Bilder zu dunkel, die Menschen nicht genial genug, kein Weißbier, auch keine Orangen, und der Himmel nicht hübscher, als bei uns. Im Falle er Recht hätte, könnte mein Himmel also ähnlich sein. Wenn Ihnen aber trotz alledem meine Malereien nicht zu kindisch vorkommen, so sagen Sie mir, daß ich Ihnen noch ein Bildchen malen darf; denn ich mache jetzt Fortschritte und das nächste wird gewiß besser werden, und ich machte dann eine Schweizerlandschaft mit Wiesen und Häusern, wobei ich mich selbst immer prächtig amüsire. — Und nun möchte ich nur gleich, ich brächte es selbst hin, und könnte bei der Gelegenheit es

noch abändern und ausbessern nach Belieben. Aber ich will froh sein, wenn ich im Frühjahr kommen kann; denn so sehr ich es von Herzen wünsche, weiß ich doch noch nicht, ob's möglich sein wird. Meine Arbeiten werden wohl sämmtlich fertig bis dahin, wie ich sie mir vorgenommen, aber ich weiß nicht recht, ob ich nicht lieber wieder neue anfangen und ruhig arbeiten soll, statt mir wieder solch ein Vergnügen zu erlauben. Das weiß ich aber, wenn es mir doch so gut wird, wieder in diesem Jahre nach England zu kommen, so führe ich ein ander Leben in London, als bisher — setze meine hiesige Stille und Ruhe so viel ich kann, fort — gehe nicht in Gesellschaften, wenn ich nicht muß — und will Sie so belästigen, als es Ihre Geduld nur immer erlaubt. Bis dahin muß ich auch noch wieder tüchtig Clavier studiren, denn ich fürchte ich habe viel verlernt; neulich aber erzählte ich mal einem Bekannten, wie Moscheles und ich zuweilen vierhändig phantasirt hätten, und spielte ihm Stellen daraus vor, und in dem Augenblicke wäre ich am liebsten gleich aufgestanden, fortgegangen, und nach London gefahren, um wieder einmal diese Freude zu haben; denn nicht einmal zum Spielen komme ich

hier recht, geschweige denn zum Hören. Aber dafür sind die guten Tage hier auch doppelt hübsch, und wenn die Arbeit so recht vorwärts rückt, und ich den ganzen Morgen vor mir habe, und in meiner ruhigen Stube bleiben kann, das ist ein gutes Leben. Wie sieht es denn nun im Hause bei Ihnen aus? Macht irgend eine Miß schon wieder ihre Tonleitern unten, oder hat Moscheles noch Componir- und Musikzeit für sich? Schreit Felix[14] sehr? und wie groß ist Emily geworden? Denn vor dem letzteren (Emily's Großwerden) habe ich, wie Sie wissen, besondere Furcht. Ich wollte Ihnen heute wieder ein Lied schicken, aber es ist nicht recht gerathen; das ärgert mich eigentlich, und Sie müssen mit diesem unmusikalischen trockenen Brief vorlieb nehmen. Nun leben Sie wohl, und seien Sie und alle Ihrigen froh und glücklich im neuen Jahre, das Ihnen alles Gute bringe, und mir auch das vergnügte Wiedersehen mit Moscheles und Ihnen. Die Meinigen tragen mir oft Grüße auf, die ich immer nicht bestelle; wie oft mein Vater es auch erwähnt und Ihrer Freundlichkeit gedenkt, wissen Sie. Stets Ihr

Felix Mendelssohn Bartholdy.

7.

Leipzig, den 30. November 1839.

Mein lieber Freund!

Wenn ich an Dich zu schreiben anfange, ist mir's immer eine solche Freude, daß ich selbst gar nicht begreife, warum ich es so selten thue, und meine Faulheit aus doppelten Gründen bereue. Mein sehr zerstreutes Leben ist Schuld daran. Es kommen mir eine Menge Fremde, Geschäfte, Aufträge für Andere und für mich, die mir in zehn Jahren eigentlich passender und auch willkommener wären, als jetzt, wo mir das Geschäftsleben immer noch nicht behagen, mir immer noch nicht geläufig werden will, wo ich leicht den Kopf dabei verliere, und am Ende Alles andere thue, nur das nicht, was ich am liebsten thun möchte und sollte. Deshalb mußt Du nachsichtig gegen mich sein; wie herzlich mich Deine lieben Briefe erfreuen, wie sie mir ganze Tage vergnügt machen, wo ich sie lese und wieder lese, wie dankbar ich Dir für Deine fortdauernde Freundschaft und Güte bin — das weißt Du alles; es ist mir dabei ein eignes Gefühl, wenn ich an die

Zeit denke, wo ich Dich zuerst in Berlin sah, wo Du zuerst mir mit Nachsicht und Freundlichkeit entgegenkamst, während mir die dii minorum gentium und die kleinen Feldteufel entsetzliche Gesichter schnitten, und wenn ich denke, wie Du seitdem durch alle Veränderungen hindurch mir immer derselbe liebevolle nachsichtige Freund geblieben bist, ganz so wie damals, und daß ich auch am Ende nicht viel anders bin. Doch aber sind wir Beide seitdem Familienväter geworden; während Deine Tochter nun eine ordentliche Miß wird, ist meine am 2. Oktober geboren, und Dein Junge spielt gewiß schon gute Tonleitern, während der meinige bis jetzt nichts spielt, als kaum Pferd.

Dein Pariser Brief hat mich außerordentlich erfreut, obwohl die Dinge, die er schildert, nicht eben die erfreulichsten sind. Ein sonderbares Weben und Treiben muß es dort sein; ich gestehe Dir, daß ich von je eine Art Abneigung dagegen fühlte, und sie hat sich durch Alles, was man in der letzten Zeit von dort hört, und durch das, was Du mir davon beschreibst, nicht eben verändert. Die Eitelkeit und das äußerliche Gelten spielen denn doch nirgends eine so große Rolle, wie dort, und daß nicht blos mit dem

Orden und mit der Halsbinde, sondern mit der Künstlerseele und der Begeisterung coquettirt wird, macht die Sache noch schlimmer.

Die Soirée bei Kalkbrenner sehe und höre ich von hier, indem ich Deine Erzählung lese; aber dies Drängen nach dem bischen armseligen Beifall, nach dem Pianofortespielen, diese sehr große innere Dürftigkeit, welche das verräth, und dabei der Anstrich von Größe und Weltereigniß, den solche Misère annimmt, — die widern mich an, wenn ich nur im Briefe davon lesen muß. Alle deutschen Philistereien, Schlafmützen und Tabakspfeifen sind mir noch lieber; aber freilich will ich auch denen nicht sehr das Wort reden; namentlich seit den Ereignissen in Hannover, an denen ich viel Theil nahm, und die uns unser Vaterland leider nicht von einer schönen Seite kennen lehren. So ist weder hier noch dort viel erfreuliches Leben, und da kann man Gott doppelt danken, daß es ein Leben in der Kunst giebt, in dem es so entfernt von allem andern, so einsam und doch lebendig zugeht, in das man sich flüchten, und bei dem man sich wohl befinden kann.

Was schreibst Du Neues? Das sage mir. Chorley [15]

erzählte mir so viel von neuen Etüden — kann ich davon bald etwas zu sehen und zu spielen bekommen? Und Du willst mir die Ehre erzeigen, mir das Pastoralconcert zuzueignen? Wie mach ich's nur, um Dir genug zu sagen, welche Freude mir das ist, welche wahre Ehre, meinen Namen auf einem Deiner Werke zu lesen. Gesteh' ich Dir nur, daß ich mir's lange gewünscht hatte, da das C moll-Caprice in Deutschland nicht mit der Zueignung erschienen ist, und daß mich's nun doppelt freut, mit einem so bedeutenden Deiner Werke verknüpft zu werden. Tausend, tausend Dank sollst Du dafür haben; nun will ich mich auch wieder ans Studiren machen, um's würdiger ausführen zu lernen. Sonderbar, wenn ich viel neuere Claviermusik lese, bekomme ich gar keine Lust zum Ueben, und kommt dann einmal wieder ein ordentliches Stück, das ich spielen muß, das ich mit Freude spielen kann, so ist's, als kriegte ich neue Finger, aber freilich müssen sie eben wieder ein Weilchen trainirt werden. Ich habe jetzt auch vor, mir ein neues Clavierconcert zu machen, aber es schwimmt mir noch ganz durcheinander im Kopfe herum. Auch ein neues Oratorium [16] habe ich angefangen, aber wie ich's schließen werde, und

was in die Mitte kommt, weiß der liebe Gott. Mein Trio[17] zeigte ich Dir gar zu gern, es ist mir sehr ans Herz gewachsen, und ich bilde mir gewiß ein, Du würdest mit Manchem darin zufrieden sein. — Könnte ich Dich doch nur auf einen Tag oder so etwas herüber langen und es Dir vorspielen, und hören, was Du daran tadelst, und was ich darin ändern oder in künftigen besser machen sollte — da lernte man doch etwas; aber so, brieflich, weit, da ist's nicht halb so schön. Die Verleger setzen mir arg zu wegen der Herausgabe, und ich habe auch Lust dazu; könnte ich Dir's aber nur vorher vorgespielt haben. Mit Chappells Oper ist's leider noch im weiten Felde, hakt sich immer wieder an dem Text; warum soll ich ein so bedeutendes Werk mit der gewissen Ueberzeugung anfangen, nichts Ordentliches zu Stande zu bringen? Und doch schriebe ich so gerne eine Oper. Chorley, der mir fürs Künftige seine Hilfe zugesagt hat, ist ein lieber Mensch, für dessen Bekanntschaft ich Dir tausendmal danke; solch ein reines, natürliches und doch scharf gebildetes Gemüth kommt Einem selten vor. Grüß ihn sehr herzlich von mir; ich schreibe ihm in den nächsten Tagen und habe nur wegen des Englischen

etwas Sorge, das er so leicht und hübsch schreibt, und ich ein bischen häßlich. An unseren Concerten scheint er rechtes Vergnügen gehabt zu haben; wie herrlich wären die auch auf den Fuß zu bringen, wenn ein ganz klein bischen Geld da wäre. Aber an dem verdammten Gelde stößt sich's und hakt sich's überall, und wir kommen lange nicht so vorwärts wie wir möchten; auf der einen Seite stehen die Philister und denken Leipzig sei Paris, und Alles sei vortrefflich, und wenn die Musiker im Orchester nicht hungerten, so wär's nicht Leipzig mehr, und auf der andern Seite stehen die Musiker, oder vielmehr sie gehen, so bald sie irgend können, und ich gebe ihnen noch Briefe mit, damit sie aus dem Elend herauskommen. Das hätte nur noch gefehlt, daß Ihr gar auch David dort behalten hättet![18] Dann stäke ich ja ganz und gar im Sumpf und käme nicht wieder auf ordentliche Orchesterbeine; seine Violine allein ist zehn andere gute werth, und dabei ist er solch ein Musiker, und am Ende lebt er doch ganz angenehm hier, und ist auf Händen getragen und geliebt vom Publikum — nein, den können wir ganz und gar nicht ablassen. Die Meerti[19], welche Dir vielmal empfohlen sein will, gefällt uns

hier gar sehr, eine so liebliche schöne Stimme, und ein nettes, braves Mädchen dabei; sie ist auch recht sehr in der Gunst der Leute und geht nächste Woche nach Dresden, wo sie der Hof zum Concert hat einladen lassen.

Ich will diesen Brief doppelt machen und Deiner Frau, nach gewohnter Weise, ein altdeutsches Liedchen auf das eingelegte Blatt schreiben. Verzeih das Porto. — Die verlangte Etüde [20] habe ich an Schlesinger, Deinem Wunsche gemäß, geschickt, obwohl ich den Kerl eigentlich nicht ausstehen kann, und wenn er sich gar mit Fetis zusammenthut, so ist's ein edles Paar, wovor Gott bewahre, wen Er lieb hat. Aber freilich wiegt dann Dein Name ein Stücker Tausend dieses Kalibers wieder auf, und wo Du hingehst und was Du thust, da folge ich mit Freuden. Ich hatte dem Schlesinger auf seinen Brief, den er mir darüber im Sommer schrieb, gar nicht geantwortet, weil er mir's früher gar zu arg gemacht hatte, und ich wollte ihn in Ruhe lassen, um von ihm in Ruhe gelassen zu sein; Dein Brief hat mich wieder sänftlich gestimmt, und am Ende ist ein Verleger wie der andere. Ich glaube aber nicht, daß ich mit diesem auf einen grünen Zweig

komme. Pott habe ich dagegen zu seinem Unternehmen nichts gegeben. Wenn Du sähest, wie häßlich sie's in Deutschland jetzt mit den Monumenten treiben, Du hättest es auch nicht gethan. Sie speculiren auf die großen Männer, um sich von ihren Namen einen Namen zu machen, posaunen in den Zeitungen und machen schlechte Musik mit den wirklichen Posaunen; „unerquicklich wie der Nebelwind." Wenn sie in Halle für Händel, in Frankfurt für Mozart, in Salzburg für Mozart, in Bonn für Beethoven ein ordentliches Orchester bilden wollten, die die Werke ordentlich spielen und verstehen können, da bin ich dabei — aber nicht bei ihren Steinen, wo die Orchester noch ärgere Steine sind, und nicht bei ihren Conservatorien, wo nichts zu conserviren ist. Mein Steckenpferd ist jetzt unser armes Orchester und seine Verbesserung; jetzt habe ich ihnen, mit unsäglicher Lauferei, Schreiberei und Quälerei eine Zulage von 500 Thlr. ausgewirkt, und ehe ich von hier weggehe, müssen sie mehr als das Doppelte haben; wenn das die Stadt thut, so kann sie auch Sebastian Bach ein Monument vor die Thomasschule setzen. Aber erst die Zulage.

Du siehst, ich bin ein ganz verbierter Leipziger.

Es würde Dich aber auch rühren, wenn Du es in der Nähe sähest, und dabei hörtest, wie die Leute alle ihre Kräfte anspannen, um was Gutes zu leisten. Daß Du Dich mit Chopin mehr befreundest hast, als sonst, ist mir sehr lieb; ist er doch der geistreichste von allen Denen, und hat wirklichen Reiz in seinem Spiel. Man sagt, Liszt werde herkommen; das sollte mich freuen; denn trotz seiner fatalen Journalistik habe ich sein Spiel und den ganzen Kerl immer noch in einem schönen Andenken. Der Zettel von Berlioz, den Du mir schickst, ist recht abgeschmackt. Könnte ich's nur wenigstens apart finden, oder gewagt, oder keck das ganze Wesen; ich finde es blos langweilig und gedankenlos. Hat Onslow nichts neues geschrieben? Und der alte Cherubini? — Das ist doch ein einziger Kerl! Ich habe da seine Abenceragen und kann nicht aufhören, mich an diesem petillanten Feuer, an den geistreichen eigenthümlichen Wendungen, an der außerordentlichen Zierlichkeit und Feinheit, mit der das Alles geschrieben ist, zu erfreuen, und dem alten Prachtmanne dafür zu danken. Dabei ist alles so frei und keck und so höchst lebendig.

Nun muß ich schließen, lieber, lieber Freund; ich

habe Alles durcheinander gemengt und geplaudert, als ob ich neben Dir am Clavier säße. Thäte ich's doch wirklich! Aber das mag noch lange dauern! So schreib mir wenigstens bald wieder; sag mir, wie Du lebst, was Du schreibst, und vor allem, daß Du noch gut bist

Deinem

Felix Mendelssohn Bartholdy.

---

8.

Leipzig, den 21. März 1840.
Frühlingsanfang.

Lieber Freund!

Wie sehr hat mich Dein und Deiner lieben Frau gestriger Brief überrascht und gefreut! Ich bin ein so schlechter Correspondent, daß ich als gewiß voraussetzte, Du habest mich und meine Briefe aufgegeben, und wolleſt mich brieflich cutten — und nun dieser liebenswürdige schöne Beweis des Gegentheils. Tausend Dank dafür! Es erquickt mich mehr, als Du glaubst, einen Deiner Briefe zu erhalten; neben allem Inter-

essanten, Neuen steht immer so viel Herzliches und echt Moscheles'sches darin, daß man ganz meint, man wäre mit Dir zusammen. Und noch eine aparte Erquickung ist mir, daß solch ein Brief mir wieder bedeutende Lust nach England macht, während ich sonst ordentlich eine Art Abneigung vor der Reise bekommen habe. Wie geht das nur zu? Aber wenn Du mir schreibst, und mir zu Birmingham zuredest,[21] so kriege ich augenblicklich wieder Lust; und noch dazu redet mir meine Frau täglich zu, die diesmal gern mitreisen möchte, und dann denke ich, wenn sie mit Deiner Frau zusammen käme und sich die beiden recht lieb gewönnen, das wäre auch nicht so übel, und dann sehne ich mich schon nach Dampfboot und Steinkohlengeruch, und male mir Alles sehr zierlich aus. So werde ich zuweilen selbst ganz neugierig, was ich thun werde. Deine musikalischen Neuigkeiten vom Philharmonic und dem Lord Burgherſh reizen mich nun freilich nicht so sehr; namentlich aber, was Du vom ersteren sagst, und daß es wirklich so zurückgeht, thut mir sehr leid. Ich kannte es mit solch einem Nimbus um sich her, und in solch einer Blüthe, daß ich dem vielen Tadel, den ich von allen Seiten darüber hörte, keinen Glauben

beimessen wollte; aber da auch Du ihn bestätigst, so muß ich wohl. Dein Urtheil über Spohrs Cmoll-Symphonie möchte ich Wort für Wort unterschreiben, und dem über die neue historische sieht man die Gerechtigkeit an, wie einem guten Bilde die Aehnlichkeit, ohne selbst den Gegenstand zu kennen. Welch unglückliche Idee ist aber das Ganze! Zu einem Spaß ist doch eigentlich das ernsthafte Orchester zu gut. Hierbei fällt mir aber eine Bitte ein, die ich Dir schon längst thun wollte. Würdest Du uns nicht einmal Deine Symphonie in C dur zur Aufführung in unseren Concerten geben? Ich bin überzeugt, sie würde hier allgemein gefallen, und warum wolltest Du dem Publicum ein solches Stück vorenthalten? Für diesen Winter ist's nun zu spät, da unser letztes Concert nächsten Donnerstag ist; aber vielleicht könnten wir unsere nächste Concertreihe im Herbst gleich damit eröffnen. Was meinst Du dazu? Wir haben diesen Winter eine interessante musikalische Zeit gehabt; Dreyschock, Prume, die Pleyel, Hiller, Ernst, jetzt zum Schluß Liszt; dabei waren unsere Abonnementsconcerte und die sechs Quartette überfüllter als je, und so kommt die Zeit, wo man sich nach Privatmusik und Nicht-

Concerten sehnt. Liszt ist seit sechs Tagen hier, hat ein Concert gegeben und giebt nächsten Dienstag das zweite; reist dann auf einige Tage nach Dresden, um von da direct nach Paris ohne Aufenthalt zurückzugehen. Dort will er mehrere Concerte geben und zur Saison nach London gehen, in England einige Monate bleiben, und zum nächsten Winter nach Rußland. Er hat mir durch sein wirklich meisterhaftes Spiel und durch das innerliche musikalische Wesen, das ihm bis in die Fingerspitzen läuft, eine sehr große Freude gemacht; seine Schnelligkeit und Gelenkigkeit, vor allen Dingen aber sein Vomblattspielen, sein Gedächtniß und die gänzliche Durchdringung von Musik, sind ganz einzig in ihrer Art, und ich habe sie niemals übertroffen gesehen. Dabei ist er, wenn man über die neufranzösische Oberfläche hinwegkommt, ein guter, echt künstlerischer Kerl, den man lieb haben muß, selbst wenn man nicht mit ihm übereinstimmt. Was ihm fehlt, scheint mir einzig und allein das rechte Compositionstalent, rechte eigne musikalische Gedanken zu sein; die Sachen, die er mir vorgespielt hat, scheinen mir gar zu mangelhaft, selbst von dem Standpunkte aus, den er selbst dazu einnimmt, und der mir an und für sich schon nicht

der rechte scheint. Und daher glaube ich mir's zu erklären, daß an vielen Orten (und wenn ich nicht irre auch in England) ein Mann wie Thalberg den Leuten mehr gefallen wird; der ist in seiner Art so vollkommen und abgeschlossen, spielt die Stücke, die er einmal kann, und damit gut; Liszt aber ist in seiner ganzen Leistung so wild, so wenig überlegt und so unordentlich, wie ein Genie nur sein kann —, aber eben dazu gehören für mich vor allen Dingen die eignen musikalischen Gedanken, die ich bei ihm vermisse. Ein bloßer Clavierspieler ist er nicht und will er auch nicht sein, und das macht ihn, nach meiner Meinung, weniger vollkommen, als andere, deren Talent sich mit dem seinigen nicht messen kann. Wir sind fast den ganzen Tag zusammen und scheinen gegenseitiges Behagen an einander zu haben; von Dir spricht er mit einer Anerkennung und in einem Tone, der mir sehr wohlgefällt und mich noch mehr für ihn eingenommen. Leider ist auch er von einem Geschäftsführer und einem Secretär umringt, die seine Sachen so mordschlecht besorgen, daß das ganze hiesige Publicum entsetzlich aufgebracht gegen ihn war, und daß es uns Allen die größte Mühe gekostet hat, die Sache zum zweiten Concert

nur einigermaßen auszugleichen. Die Anzeigen, die Abänderungen, die Preise, das Programm, kurz Alles, was nicht Liszt selbst gemacht hatte, war verkehrt und setzte die ruhigen Leipziger in Wuth. Jetzt, denke ich, haben sie sich eines bessern besonnen, und Hiller, Härtel, Schumann und ich haben die Secretäre möglichst zu neutralisiren gesucht. — Hillers Oratorium ist im April; nach der Aufführung schreibe ich Dir Näheres darüber. Tausend, tausend Dank für Dein liebenswürdiges Anerbieten hinsichtlich meines Trios. Es kommt bei Ewer & Co. heraus, durch welche dieser Brief Dir zukommen wird, also brauche ich Dich nicht mit der Herausgabe wieder zu belästigen; aber Dein Anerbieten, eine Correctur durchzusehen, ist mir zu viel werth, als daß ich's nicht annehmen müßte, so unrecht es sein mag, Dich noch mehr zu belästigen. Ich habe daher an Ewer geschrieben, sie möchten Dir vor der Publication eine Correctur schicken, und danke Dir im Voraus für Deine übergroße Güte aufs herzlichste. Sie haben ein Arrangement für Flöte, statt Violine, verlangt, was ebenfalls erscheinen soll; ich habe ihnen vorgeschlagen, in dieser Form vorläufig nur das Andante und Scherzo erscheinen zu lassen, unter dem Titel

Andante et Rondo (tiré de l'oeuvre 49 etc. etc.), weil mir das erste und letzte Stück zu schwer und zu dick für solch ein Arrangement scheinen. Doch habe ich ihnen Alles mitgeschickt, und es hängt von ihnen ab. Was meinst Du dazu? Ich habe ihnen geschrieben, sie müßten sich in allen zweifelhaften Fällen bei Dir Raths erholen. Verzeih mir auch das, und vor Allem sag mir Dein Urtheil über die Composition recht bald; Du weißt, von welchem hohen Werthe das für mich ist, und wieviel ich jederzeit daraus lerne. Wie gern zeigte ich Dir deshalb auch einen neuen Psalm, den ich jetzt gemacht, und eine Symphonie, die ich angefangen habe! Nun, vielleicht geschieht es im Herbst! — Deine Frau legt mir eine Frage vor, über die kann ich nicht antworten. Ich bin zu sehr partheiisch dabei, und wo man selbst betheiligt ist, da darf man wohl nicht mitsprechen. Und nun lebe wohl, schreib dir bald wieder! Die herzlichsten Grüße von meiner Frau an die Deinige und dich; allen den Deinigen und den Freunden Klingemann und Chorley meinen Gruß. Bleib mir gut.

Dein

Felix Mendelssohn Bartholdy.

9.

Leipzig, den 14. März 1841.

Liebe Madame Moscheles!

Das war einmal wieder so ein rechter liebenswürdiger Theemaschinenbrief, der vorgestern ankam und mich an der Taylorschen Soirée Antheil nehmen ließ und mich mitten in No. 3 Chester Place hineinversetzte.

Eigentlich dürfte ich gar nicht anders dafür danken, als durch ein Lied, das ich in den Brief schriebe, aber ich kann's heut nicht, und Sie müssen den unmusikalischen, prosaischen, trocknen Dank für den musikalischen, poetischen, lustigen Brief annehmen. Denn jetzt ist die Zeit, wo unsere Saison zu Ende geht; Sie wissen aber aus Erfahrung, wie abgehetzt da der Mensch ist und der Musiker auch (um die gewöhnliche Distinction zu machen). Seit dem Januar geht das Musikmachen bei uns in ununterbrochener Reihenfolge, und dazu sind die Leipziger so gesellig, daß man fast niemals einen Abend allein zu Hause zubringen kann. Jetzt ist's bei uns gar lustig und belebt geworden; Sophy

Horsley[22] ist eingetroffen, scheint sich bei uns wohl zu befinden und mit meiner Frau sich zu befreunden, und nun laden uns die Bekannten ein, und wir die Bekannten wieder, und sprechen deutsch, englisch und französisch durcheinander, und dazwischen geigt und trompetet und paukt das Orchester Tag für Tag, und man soll anderthalb Stunden beim Souper sitzen und vierstimmige Lieder mit Bratensaucen singen — wie gesagt, es ist die Leipziger Saison. Das einzige, was mir in Ihrem einzig lieben Brief leid thut, ist, daß Sie auch an der sonderbaren Vergleichung und an dem Hahnenkämpfchen Antheil genommen haben, das mir unbegreiflicher und bedauerlicher Weise in England zwischen Spohr und mir angefangen worden ist, während mir wirklich die geringste Idee zu einer solchen Concurrenz und Vergleichung nie in den Sinn gekommen ist. Sie werden lachen oder zürnen, daß ich auf einen so scherzhaften Streit so ernsthaft antworte; aber es liegt etwas Ernsthaftes da zu Grunde, und durch diese fortgesetzte Concurrenz, die, Gott weiß wer, aufgebracht hat, geschieht nicht einem von beiden ein Gefallen, sondern jedem ein Schaden, wie ich glaube; abgesehen davon, daß ich bei einem Meister aus Spohrs Zeit,

von Spohrs Bewährtheit niemals als Gegenmann auftreten kann und mag; dazu hab ich an seinem Wesen und seiner Person von jeher, und schon als Knabe, viel zu viel Respect gehabt, der sich mit reiferer Einsicht um nichts vermindert hat. Verzeihen Sie mir, wie gesagt, den langweiligen Ton auf einen so liebenswürdigen Brief; aber mir fällt alles das unwillkürlich ein, wenn ich an den widerwärtigen Taylor denke, und an das ganze Wesen, das er treibt. Und das Philharmonic will zusammenpurzeln? O weh, o weh, wie traurig klingt das! Sie haben mir zwar allerlei Schabernack angehängt in der letzten Zeit, aber ich habe immer noch so eine alte Vorliebe für das alte wohlbekannte Institut, und ich möchte immer noch, sie kämen auf den Gedanken, Moscheles zum einzigen Conductor zu machen, das wäre das Mittel, das ihnen jetzt noch unfehlbar hülfe. (s. Chorleys ungedruckte Recepte).

Aber um Gotteswillen, warum haben Sie sich schief unterschrieben in dem einen Brief? Worauf spielen Sie an? Ich verstehe es gar nicht. — Und was machen Ihre Kinder? Spielt und componirt Emily fleißig, und fällt Felix als dead man noch so ur-

plötzlich über den Haufen? Bei mir geht, Gott Lob, alles aufs Beste. Meine Frau ist die ganze Zeit über so wohl gewesen, so ganz ohne Anflug von Unpäßlichkeit und Klagen, daß ich dem Himmel nicht genug dafür danken kann. Aber viel zu wirthschaften und zu schaffen giebt es nun freilich mit den drei kleinen Discantisten im Hause, und deshalb muß sie Sie auch um Verzeihung bitten, daß sie Ihnen ihre herzlichsten Grüße nicht selbst, sondern nur durch mich senden kann. Sophy sagt, ich solle Ihnen her very best love schreiben, und wiederholt es dreimal, und betont jedesmal ein anderes der drei Worte. Und ich sage, wenn wieder einmal solch gute Theetischstimmung da ist, und solch lieber Brief geschrieben werden kann, der nach vielen Tagen die entfernten Freunde so ganz erfreut und erquickt, und ihnen Antheil an dem frohen Zusammensein giebt, dann vergessen Sie nicht ganz

Ihren

Felix Mendelssohn Bartholdy.

10.

Berlin, den 8. Oktober 1842.

Liebe Madame Moscheles!

Seit drei Tagen hier wieder angekommen, schreibe ich diesen breiten Brief. Sie wissen schon, was darin steht. Aber ich schreibe ihn mit Zittern und Zagen; denn meine Mutter versichert, sie wisse von Ihnen selbst, daß Sie im Anfang Oktober Hamburg verlassen, und, ohne Berlin oder Leipzig zu berühren, nach England zurückkehren wollten. Das wäre doch gar zu schlimm. Recht glauben thue ich es aber doch noch nicht, und wag' es drauf, und schreibe hier meinen Einladungsbrief: „Herr Felix Mendelssohn Bartholdy präsentirt Complimente an Herrn und Madame Moscheles nebst Familie, und ist sehr happig danach, Herrn und Madame Moscheles auf 14 Tage wenigstens in Berlin zu sehen. Gegend, Musik und dergl. kann er in Berlin zwar nicht zum besten vorsetzen, aber wenn ein allerherzlichstes Willkommen den Sand urbar und die Musiker feurig machen könnte, so sollte es auch darin besser bestellt sein; die ganze Bevölkerung

der Leipziger Straße Nr. 3 schließt sich dieser ergebensten Einladung an, Dinner on the table at 3 o'clock. Il y aura un violon. Ich wollte, Sie sagten Ja und kämen! Vergnügt wollten wir sein!"

Aber ohne allen Scherz, liebe Madame Moscheles, und Du, lieber Freund, wenn Ihr noch in Hamburg seid, und Euch diese Zeilen also noch treffen, so thut uns nicht das Herzeleid an, an uns vorüber zu gehen! Hätte ich nur ein wenig früher gewußt, wo ich und wie ich hier wieder sein würde, so hätte ich eher geschrieben: aber wir sind erst seit vier Tagen von unserer Schweizer und Süddeutschen Reise hier zurückgekehrt, und das war Alles so unbestimmt — wie es noch ist. Indeß sind wir nun wieder da, bleiben auch jedenfalls die nächsten 14 Tage, und also wiederhole ich: Kommt, kommt, kommt! ich wollte ich könnte einen Staarmatz einlegen, der „kommt" sagte.

Das neueste Musikalische, was ich Dir, lieber Moscheles, zu zeigen hätte, wäre freilich nur das Lied ohne Worte in A dur, das Du Dir schon im Frühjahr zum Ueberdruß anhören mußtest — neueres habe ich seitdem vor lauter Essen und Trinken, Spazierengehen und Zeichnen, Vergnügtsein und Indentaghinein-

leben nicht machen können. Aber dafür wirst Du mir gewiß desto mehr Schönes und Neues zu zeigen haben; dabei fahren wir beide besser, — und wenn auch gar keine Musik gemacht würde, wenn wir nur einmal wieder ein Weilchen zusammen wären, in Deutschland, ruhiger und einander mehr sehend und hörend, als es in irgend einer Londoner Season angeht, bei Dir wegen vieler Arbeit, bei mir wegen großen Nichtsthuns. Klingemann träfet Ihr auch, ich erwarte täglich die bestimmte Angabe seines Ankunftstages; in Hannover muß er schon lange sein. Wie gesagt, kämt Ihr doch!

Einen wunderschönen, vergnügten Sommer haben wir gehabt;[23] alles englische Behagen und Glück, alle unvergeßliche Güte, die uns dort erzeigt worden ist, geht uns von neuem wieder auf, indem nun die ganze Reisezeit beschlossen hinter uns liegt. Schön war es, und indem wir bei unserer Ankunft hier sagen mußten daß in den ganzen fünf Monaten, in welchen wir über Meer und Land, zu Dampf und Maulesel, über Chausseen und Felsstücke hin- und hergestreift waren, uns kein verdrießlicher Augenblick, kein trüber Tag erinnerlich war, daß wir das Alles in ungeschmälerter Heiterkeit und Gesundheit hatten genießen können —

da war mir es doch wieder zu Muthe, als könne man mit Dank nirgend aufhören, als dürfe man sich niemals etwas anderes vom Himmel erbitten, als Fortdauer, als wären aber auch alle drei Kreuze daran, alle Furcht vor dem Berufen eine Art Undank, die sich mit der tiefsten Erkenntlichkeit für genossenes Glück nicht vereinigen ließe. Diese Freude daran, dieser Dank sind bei uns von Anfang an immer lebendig gewesen und werden unser Lebelang nicht verlöschen. — In der Schweiz — ja davon hätte ich ganze Abende zu erzählen und Sie zu langweilen, wie kurzweilig es da war; nachher kamen wieder 14 sehr vergnügte Tage in Frankfurt, im Souchayschen Hause; dann Leipzig und das erste Abonnements-Concert. Sie schmeichelten sich dort, Du würdest dahin kommen, liebster Moscheles! wenigstens erzählte mir David, er habe Dich sehr dazu eingeladen. Hauptmann führte gerade seine erste Messe in der Thomaskirche auf; von Schumann wurden mir drei Violinquartetten vorgespielt, deren erstes mir ganz außerordentlich wohl gefiel.[24] Madame Schumann spielte öffentlich Webers Concertstück und einigen Thalberg so schön und feurig, wie je. Hier fand ich alle die Meinigen wohl, Gott-

lob — die Musik gar sehr unwohl, Gott sei's geklagt. Sie geben als neue Vermählungsoper Guillaume Tell, den sie in drei Akte abgekürzt haben, und nennen es des Componisten Bearbeitung für die Pariser Bühne, und zerbrechen sich den Kopf, ob Rossini eigentlich Beruf zum Operncomponiren habe oder nicht. Weißbier, Miethwagen, Kuchen und Beamte sind wundervoll hier — aber sonst wenig. Ich habe mir eine Audienz beim König ausgebeten, um zu versuchen, ob er mich in Gnaden wieder fortziehen lassen will. Vor lauter Vermählung, Reise ꝛc. habe ich sie diese Woche noch nicht bekommen können; erfüllt er aber in der nächsten meinen Wunsch, so hoffe ich in etwa 14 Tagen wieder im wohlbekannten Leipziger Quartier zu sitzen. Aber freundlich muß er mich ziehen lassen; dazu habe ich ihn zu lieb und bin ihm zu viel Dank schuldig.[25] O, wie bin ich ins Schwatzen gerathen! Verzeihung; die nächste Seite darf ich nicht berühren, da will Cecile ihren Gruß darauf schreiben.

Immer Ihr

Felix Mendelssohn Bartholdy.

## 11.

Leipzig, den 11. Februar 1846.

Lieber Freund!

Diese Zeilen sollen nichts thun, als jubeln über den Brief, der uns den Entschluß Deines Kommens brachte.[26] Das war eine wichtige Nachricht für uns Alle, wie wir noch keine bekommen hatten, so lange ich hier bin, und aus der ich viele vergnügte, segensreiche Folgen für uns Alle hoffe! So freudig bewegt habe ich aber auch noch keine Conferenz gesehen, wie die der Directoren, als ich Deinen Brief brachte —, ich hatte es nicht über mich gewinnen können, es vorher auszuplaudern, sondern, da zufällig bald darauf Zusammenkunft der Herren war, so ging ich hin und sagte, da sei nun Antwort von Dir, und ließ sie es selbst lesen, schwarz auf weiß. Sie wollten gleich antworten; doch hat es sich, weil es mehrere sind, ein paar Tage verschoben, und Du erhältst nun ihren und meinen Brief gleichzeitig. Daß der dreimonatliche Urlaub keine Schwierigkeit sei, und daß überhaupt von Seiten dieser Herren Alles geschehen wird, was Dir nur

irgend angenehm und behaglich sein kann, das glaube ich ganz gewiß. Es liegt auch zu sehr in ihrem und dem allgemeinen Interesse —, aber eben deshalb glaube ich auch wieder, daß Du hier zufrieden sein wirst, und daß auch Dir der Abstand zwischen dem großen Weltleben und dem kleinstädtischen Bürgerthum nicht gar zu auffallend und unangenehm sein wird. Wenigstens findest Du nirgends einen so guten Willen und den so herzlichen Wunsch, es Dir recht zu machen, wie er Dir hier von allen Seiten entgegenkommen wird, und da Du doch einmal nach Deutschland zurückkehren mußtest, und da Du in dem herrlichen (aber sehr curiosen Lande) überall etwas Klatscherei, etwas Kleinstädterei, etwas Geträtsch mit in den Kauf nehmen mußt, Du mögest nun eine Stadt oder die andere wählen, — so bin ich überzeugt, auch Du werdest keinen Grund haben, diesen Entschluß später zu bereuen, sondern er werde Dir mit jedem Jahre lieber werden.

Und von meiner persönlichen Freude sage ich gar nichts, ich kann sie auch gar nicht genügend aussprechen! Es ist mir ganz eigen zu Muthe, wenn ich denke, daß Du wirklich kommen, wirklich hier wohnen willst, und

daß dies Luftschloß, mit Dir und den Deinigen zusammenzuleben und zu bleiben, nicht blos eine Saison zu verjubeln, sondern so recht von Grund aus miteinander umzugehen, nun wirklich in Erfüllung gehen soll! Ich werde einige Häuser rosenfarb anstreichen lassen, wenn Ihr wirklich erst da seid. Aber auch ohne das kriegt das ganze Nest durch Euch einen andern Anstrich. —

Was fasele ich viel? Kommt nur. Danken wollen wir Euch mündlich. Oder auch da nicht; Ihr wißt unsere Freude darüber ja doch. Cecile will noch selbst ein paar Worte heranschreiben. Nun mußt Du mir auch bald wieder einen unmusikalisch-häuslichen Brief schicken, wie unser letzter, damit wir Allerlei hier für Euch vorbereiten und einrichten können. Siehst Du, daran denken wir schon! Ist das nicht gar zu hübsch?

Jetzt kommt eben noch Dein zweiter Brief mit der Birminghamer Nachricht dazu. Sehr schön haben sie sich das eingerichtet mit Deiner Conductorschaft, und wie herrlich wäre es, wenn wir uns dort träfen![27] Aber mit meinem Oratorium[28] ist es noch immer unbestimmt, und vor Mitte des nächsten Monats werde ich nichts darüber bestimmen können; und dazu kommt

noch leider, daß meine Gesundheit immer ab und zu schlechter ist, als sie sollte, daß ich mich von dem vielen Dirigiren und Musikmachen hier oft sehr angegriffen fühle, und an solchen Tagen weiß ich gar nicht, ob ich überhaupt kräftig genug sein werde, ein solches Musikfest wieder mitzumachen. Erlaubt mir es irgend meine Gesundheit, so komme ich bestimmt, das versteht sich; aber ob sie es erlauben wird, das ist mir leider noch nicht ganz außer Zweifel, und auch darum ist mir es schon lieb, Dich bei dem Musikfeste zu wissen, um sicher sein zu können, daß Alles in jedem Fall vortrefflich wird. Den Brief an die Lind habe ich nach Berlin geschickt, und wenn ich sie in den nächsten Wochen sehe, will ich ihr noch recht zureden; aber ich glaube kaum, daß sie es annimmt, und daß sie noch so viele freie Zeit in diesem Jahre übrig behalten hat. Es ist unglaublich, wie sie von allen Seiten in Anspruch genommen wird. Die Beethovenschen Ruinen von Athen (d. h. eine Auswahl daraus) wären wohl sehr passend; aber freilich sind sie noch nicht gedruckt zu haben. So viel ich weiß, hat aber Ewer & Co. die Partitur und das Recht der Disposition darüber. Pischek[29] werdet Ihr Euch doch hoffentlich nicht

entgehen lassen? Das wäre ein wichtiger Fang! Ueber alles das nächstens mehr. Heut nur noch einmal Dank und Freude und Jubel vollauf!

Immer Dein

Felix Mendelssohn Bartholdy.

---

12.

Baden-Baden,[30] den 9. Juni 1847.

Meine liebe Madame Moscheles!

Als ich Ihren freundlichen, lieben Brief empfing, und ihn in den tollen, ganz vollgepfropften Londoner Tagen nicht gleich beantworten konnte, da hatte ich es mir zu hübsch ausgedacht, Ihnen von irgend einem Lieblingspunkte aus der Schweiz sehr lustig und wohlgemuth zu schreiben — aber einen illustrirten Brief oder dergleichen. Das ist nun anders gekommen. Sie wissen, welches schwere Unglück uns betroffen, und wie unser inneres und äußeres Leben dadurch für lange Jahre, ja wohl für immer schmerzlich und in seinen innersten Tiefen erschüttert ist. Sie haben

gewiß an unserem unersetzlichen Verlust Antheil genommen, obwohl Sie und Moscheles meine Schwester doch nur wenig gekannt haben; Sie können sich aber wohl denken, wie mir es ist, dem sie jede Stunde, bei jedem Musikstück und bei allem, was ich Gutes und Böses erleben könnte, so gegenwärtig war — und so ist es eigentlich uns Allen. Das sagen die Worte nicht. Und doch weiß ich auch von nichts anderem zu sagen. Darum verzeihen Sie, wenn in diesen Zeilen wenig mehr steht, als der herzliche Dank für Ihren damaligen Brief, der wieder eine neue Londoner Freundlichkeit von Ihnen war zu den vielen, vielen alten, deren ich damals auf jedem Schritt und Tritt zu gedenken hatte.

Wir werden nicht nach der Schweiz gehen, wo wir doch kein rechtes, wahres Vergnügen haben könnten, und wahrscheinlich komme ich eher nach dem Norden zurück, als ich dachte. Es treibt mich zuweilen gar zu sehr nach Berlin, wo meine jüngere Schwester nun allein ist. Mein Bruder ist seit acht Tagen auch hier, und allerdings thut nichts uns beiden so wohl, als in die Wälder spazieren zu gehen und recht einsam und still zu leben, und namentlich viel mit den Kindern

zu sein. Er hat die seinigen mit bei sich, und sie sowohl wie meine Kinder sind sehr wohl und lustig, und machen allen Leuten Freude, die sie sehen. Auch Cecile ist, Gott Lob, wohl und gesund, aber freilich tiefbetrübt, wie wir.

Hoffentlich höre ich bald gute Nachrichten über den Zweck Ihres jetzigen englischen Aufenthaltes, und hoffentlich verlängern Sie ihn nicht gar zu sehr, damit die Leipziger, und namentlich die bildungssehnsüchtigen Clavierspieler nicht gar zu kurz kommen. Freilich werden die Londoner dasselbe sagen, denke ich mir —; aber dort haben Sie sich so lange Jahre eingewohnt, nun müssen Sie auch was für die deutschen Spießbürger oder Kleinstädter, oder wie Sie sie nennen wollen, thun, deren Fehler ich wahrhaftig so gut kenne wie einer, die aber doch auch ihr Gutes und Herrliches haben, wenn man nur erst über die Spießbürgerei, den Zopf und alle Dinge dieser Art hinweg ist. Und dazu gehört Zeit, und darum wollte ich, Sie blieben nicht zu lange fort. „Um sich an den Zopf zu gewöhnen?“ sagen Sie. — „Um ihn mehr und mehr ausrotten zu helfen!“ sage ich aber. Grüßen Sie alle die lieben dortigen Freunde, — daß an Moscheles

der Brief mit ist, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Der Himmel gebe Ihnen und den Ihrigen alle Gesundheit und gedenken Sie freundlich

Ihres ergebenen

Felix Mendelssohn Bartholdy.

---

## IV. Zwei Briefe an den Prediger Julius Schubring[1] in Dessau.

### 1.

Leipzig, den 6. December 1835.

Lieber Schubring!

Du wirst es schon wissen, welch schwerer Schlag mein und aller der Meinigen glückliches Leben getroffen hat![2] Es ist das größte Unglück, was mir widerfahren konnte, und eine Prüfung, die ich nun entweder bestehen oder daran erliegen muß. Ich sage mir dies jetzt nach drei Wochen, ohne jenen scharfen Schmerz der ersten Tage, aber ich fühle es desto sicherer: es muß für mich ein neues Leben anfangen oder alles aufhören, — das alte ist nun abgeschnitten.

Zu unserm Trost und Vorbild erträgt Mutter den Verlust so ruhig und standhaft, daß es nur zu bewundern ist; sie freut sich an den Kindern und Enkeln, und sucht sich so die unersetzliche Lücke zu verbergen; meine Schwestern und Paul thun, was sie können, um ihre Schuldigkeit desto vollkommener zu erfüllen, je schwerer sie ihnen wird; ich war auf 10 Tage in Berlin, um durch meine Gegenwart die Mutter wenigstens mit dem Rest der Familie vollzählig zu umgeben — aber welche Tage das waren, das brauche ich Dir nicht zu sagen; Du weißt es wohl und hast gewiß meiner gedacht in dieser dunklen Zeit. Gott hat meinem Vater den Wunsch, den er lange wiederholt hatte, gewährt; sein Ende war so ruhig und sanft, und so unerwartet schnell, wie er es sich gewünscht hatte; Mittwoch den 18ten war er noch von allen den Seinigen umgeben, ging Abends spät zu Bette, klagte Donnerstag früh ein wenig, und um $^1/_2$ 11 Uhr war sein Leben geendet. — Die Aerzte wissen der Krankheit keinen Namen zu geben. — Gerade so soll mein Großvater gestorben sein, wie der Onkel uns sagte; in demselben Alter, ohne Krankheit, heiteren und ruhigen Sinnes. Ich weiß nicht,

ob Du wußtest, wie seit einigen Jahren mein Vater gegen mich so gütig, so wie ein Freund war, daß meine ganze Seele an ihm hing und ich während meiner langen Abwesenheit fast keine Stunde lebte, ohne seiner zu gedenken; aber da Du ihn in seinem Hause mit uns allen und in seiner ganzen Liebenswürdigkeit gekannt hast, so wirst Du Dir denken können, wie mir jetzt zu Muthe ist. — Das einzige bleibt da, die Pflicht zu thun, und dahin suche ich mich zu bringen, mit allen meinen Kräften; denn er würde es so verlangen, wenn er noch gegenwärtig wäre, und ich will nicht aufhören so wie sonst nach seiner Zufriedenheit zu streben, wenn ich sie auch nicht mehr genießen kann. — Das hätte ich nicht gedacht, als ich die Beantwortung Deines Briefes verschob, daß ich ihn so würde beantworten müssen; — habe auch jetzt noch Dank dafür und für alle Deine Freundlichkeit. — Die eine Stelle zum Paulus war vortrefflich: „der Du der rechte Vater bist". Ich habe gleich einen Chor dazu im Kopfe gehabt, den ich nächstens schreiben will. Ueberhaupt mache ich mich nun mit doppeltem Eifer an die Vollendung des Paulus,[3] da der letzte Brief des Vaters mich dazu

trieb, und er sehr ungeduldig die Beendigung dieser Arbeit erwartete; mir ist's, als müßte ich nun Alles anwenden, um den Paulus so gut als möglich zu vollenden, und mir dann denken, er nähme Theil daran. Fallen Dir noch gute Stellen auf, so schicke sie mir immer noch, Du kennst ja den Gang des Ganzen; ich habe heute zum ersten Male wieder daran geschrieben und will es nun täglich thun. — Wenn es fertig ist, wie dann weiter, das wird Gott geben. Lebe nun wohl, lieber Schubring, und denke meiner.

Dein

Felix Mendelssohn Bartholdy.

---

2.

Leipzig, den 27. Februar 1841.

Lieber Schubring!

Hab' tausend Dank für Deinen lieben freundlichen Brief, der mir eine große Freude gemacht hat und ein gar sehr willkommenes Geburtstagsgeschenk war. Allerdings war unsere Correspondenz etwas schimmelig geworden, aber laß Dich doch nur ja nicht von den

kleinen Empfehlungsbriefchen abbringen; große wären freilich besser, allein in deren Ermangelung thun es kleine auch, und daß ich sie immer mit Freuden empfangen werde und die Ueberbringer auch, so gut ich kann, das weißt Du wohl. Nur neulich mit dem Salamonschen konnte ich beim besten Willen nichts anfangen; er schickte ihn mir von Dessau aus zu, und wollte auf dessen Grund eine Empfehlung von mir an Lipinsky haben; da ich ihn nun musikalisch gar nicht kenne und Du mir von Dir dasselbe schreibst, so war es nicht zu machen; doch hoffe ich, Du hast es mir nicht übel genommen.

Jetzt eine kritische Brille auf die Nase, und zur Beantwortung Deines Rheinliedes.[4] Das gefällt mir ganz wohl und ist gut geschrieben, und muß auch lustig und voll genug klingen, aber — (denn ein Aber muß natürlich bei jedem Kritikus kommen) — das ganze Gedicht ist ja eigentlich gar nicht zu componiren, ist ganz unmusikalisch. — Ich weiß wohl, hiermit tappe ich Dir und sämmtlichen meiner Herren Collegen in Deutschland auf's Unverschämteste in's Gesicht; aber meine Meinung ist's einmal, und was das Schlimmste ist, sie wird mir durch die meisten Compositionen, die

ich davon kenne, bestätigt. (Laß es um Gotteswillen unter uns; die Journalisten drucken ohnedies jeden Bettel darüber, und ich werde am Ende als Frankreicher über die Grenze gebracht.) Aber ohne Spaß, ich kann mir nur dann Musik denken, wenn ich mir eine Stimmung denken kann, aus der sie hervorgeht; bloße kunstgerechte Töne, die gut zu dem Wortfall passen, und die auch bei starken Worten forte und bei sanften piano gehen und hübsch klingen, aber nicht was aussprechen, die habe ich von je her eigentlich nicht verstehen können. Und doch kann ich nur solche Musik mir zu diesem Gedichte denken; solche nicht ein dringende, durchdrungene, poetische, sondern begleitende, nebenhergehende, musikalische Musik; — letztere mag ich aber nicht. Mir fällt dann oft die Fabel von den beiden Töpfen ein, die zusammen auf die Reise gehen und wackeln, bis einer den andern zerschlägt, weil der eine von Thon, der andere von Eisen war. Dazu finde ich das Gedicht weder lustig noch traurig, weder tapfer noch vorsichtig, weder begeistert noch vernünftig, sondern sehr positiv, sehr praktisch, sehr gut, für viele Leute passend im jetzigen Moment. — Aber nicht einmal momentan kann ich mich für eine Sache interessiren,

der ich das Momentane ansehe, von der ich mir nichts Bleibendes erwarten kann, — ich werde hier philosophisch — verzeih' mir. Und verzeih' die ganze Diatribe, die noch dazu unartig ist, weil Du das Lied componirt hast; aber da Du die unermeßliche Majorität der Musiker für Dich hast, so nimmst Du mir meine dissentient protestation gewiß nicht übel, und lachst hoffentlich mehr darüber. Es ist nun einmal herausgeplatzt. — Wie mir's geht, willst Du wissen: ganz vortrefflich, und Weib und Kind so wohl, wie ich nur wünschen und hoffen konnte. Doch könnte es sein, wenn wir uns in den nächsten Wochen sähen, Du hörtest wieder dieselben Klagen von mir, wie im vorigen Jahr — ich dachte oft seitdem daran und lachte darüber, weil mir so frisch und lustig zu Muthe war; aber seit acht Tagen ist wieder solch eine Mattigkeit über mich gekommen, daß ich, wie gesagt, das alte Lied singen würde, gerade wie vor einem Jahr. Ich weiß nicht, ist es das Frühlingsherannahen, oder die entsetzlich viele Musik, die ich hier den Winter über machen muß und die mich abspannt; seit mehreren Jahren fällt immer Beides zusammen. — Aber ich glaube, es ist das Letztere. Seit Januar habe ich fünfzehn öffent-

liche Aufführungen gehabt, das bringt den Menschen herunter.

Ueber Ole Bull[5] soll ich schreiben? Ach, er hat mir auch auf die Länge keine große Freude gemacht. Im Anfang staunte ich über manche vortreffliche Einzelheiten seines Spiels, aber am Ende langweilte mich das Ganze sehr. Thalberg[6] dagegen, der vor vierzehn Tagen hier durchkam, hat mir aufs neue sehr viel Vergnügen durch seine große, vollkommene Meisterschaft gemacht.

Nun aber leb wohl für heut, lieber Freund, und grüß Deine Frau von der meinigen und mir aufs freundlichste, und bleib gesund und mir gut. Du weißt doch, daß ich vor vierzehn Tagen wieder Taufe hatte? Mein drittes Kind und der zweite Sohn wars. Paul Felix Abraham heißt er.[7]

Lebewohl, lebewohl.

Dein

F. M. B.

## V. Fünf Briefe an Johann Wilhelm Schirmer[1] in Düsseldorf.

### 1.

Frankfurt, den 26. März 1837.

Du lieber Schirmer

wie soll ich Dir nur für die Freude danken, die Du mir gemacht hast? Es ist gar zu lieb und gut von Dir, daß Du in so freudenreichen Tagen mir grade solch eine neue große Freude bereitest; ich kann Dir gar nicht genug dafür danken, Du lieber, lieber Kerl. Gestern gegen Abend, wo ich nach einigen Gängen, die mich ein wenig verdrossen hatten, nach dem Hause meiner Braut[2] zurückkam, da empfing ich die Kiste und Deine Zeilen dabei. Könnte ich Dir nur sagen, wie da gleich mir so verändert, so glücklich wurde; wie ich da alles mein Glück von neuem genoß und fühlte, mich an dem Vergnügen meiner Braut wieder mitfreute, und dann daß ich so einen guten treuen Freund an Dir habe.

So war ich Dir dankbar noch ehe wir die Kiste aufgemacht und Dein Geschenk selbst gesehen hatten;

aber wie das Bild erst vor mir stand, da war ich doch auch so froh, und die ganze Idee und alles Einzelne daran sagte mir so ganz zu, und meine Braut war so glücklich damit, so stolz darauf, und alle Leute im Hause wünschten mir zu solch einem Freunde, und solch einem Beweise seiner Freundschaft Glück — wärst Du nur dabei gewesen, hättest das mit angesehn, so brauchte ich all die dummen Buchstaben und Worte nicht, um Dir meinen Dank zu zeigen, ich brauchte Dir nur einmal die Hand zu geben, und zu sagen vergelt Dir's Gott, lieber Kerl, und könnte ich Dir jemals eine ähnliche Freude machen, wie Du mir jetzt.

Wie sehr mir nun, ganz abgesehn von der Freude über das Geschenk, das Bild gefällt, wie lieb mir grade dieser Moment ist, den ich noch gar nicht gemalt gesehn habe, wo der Mond zuerst anfängt sachte Schatten zu werfen und man noch nicht weiß was das eigentlich für ein neues Licht ist was da aufgeht, und dann mein lieber blauer duftiger See und das Leuchten der Gletscher und das schöne dunkle Haus, wie mir das alles gefällt, das hätte ich Dir gerne gesagt aber es geht mündlich besser, wenn wir bei einander sind. Und ich hoffe wir kommen noch im Laufe des Sommers

zu einander, und du lernst dann meine Cécile kennen, und sie dankt Dir mündlich für ihre Freude, wie sie es auch noch hier schriftlich thun will. Übermorgen ist unsere Hochzeit; wir reisen an demselben Tage rheinaufwärts, vielleicht bis Straßburg, gedenken aber in vier Wochen hierher zurückzukehren, und wohl zwei Monate hier in der Umgegend zu bleiben, was dann, weiß ich noch gar nicht, und denke auch wenig daran, aber übermorgen ist unsere Hochzeit und mehr sage ich Dir also von mir nicht, Du weißt wie mir's geht. Für die frohen Augenblicke aber, die Du mir in dieser frohen Zeit noch dazu geschenkt hast, durch Dein liebes, liebes Andenken, dafür wollte ich Dir gleich danken, wenn ich es auch nur flüchtig kann, in diesen bewegten Tagen. Bleibe mir gut, mein lieber Schirmer, denke mein am Dienstag, grüße alle Bekannte, und Freunde von mir, und vergiß nimmer deinen glücklichen Freund

Felix Mendelssohn Bartholdy.

2.

Berlin, den 21. November 1838.

Mein lieber Freund Schirmer

Hab' tausend Dank für Deinen freundschaftlichen um mich besorgten Brief. Gott gebe, daß immer wenn die Leute von mir alles sagen, ebensowenig daran wahr sein möge, wie diesesmal.[3]

Daß meine Ohren recht gut sind, denke ich Dir gewiß zu beweisen, wenn wir uns in irgend einem Orchester mal wiedertreffen, die falschen Noten sollen es entgelten. Unbegreiflich ist mir nur, wie gerade jetzt so eine Rede bei Euch gehn kann; Du wirst Dich erinnern, daß ich damals in Düsseldorf einmal während des Winters an Ohrenpein litt — dasselbe war voriges Jahr in Leipzig der Fall, und so wäre mir ein Gerücht meiner Taubheit um die Zeit nicht befremdet gewesen, da böse Freunde bei so etwas immer geschäftig sind; wo es aber jetzt herkommen mag ist mir unerklärlich, da selbst die geringste Veranlassung dazu fehlt.

Dann soll ich ein Frommer geworden sein.

Wenn man darunter meint, was ich mir unter

dem Wort fromm denke, und was auch Du wohl nach Deiner Äußerung darunter verstehen wirst, so kann ich nur sagen, ich bin es leider nicht geworden, aber ich arbeite jeden Tag meines Lebens nach Kräften daran mehr und mehr es zu werden. Freilich weiß ich daß ich es niemals so ganz und gar werden kann, aber wenn ich mich auch nur nähere, ist's gut. Wenn aber die Leute unter einem Frommen einen Pietisten verstehn, einen solchen der die Hände in den Schoß legt und von Gott erwartet daß er für ihn arbeiten möge; oder einen solchen der statt in seinem Berufe nach Vollkommenheit zu streben von dem himmlischen Berufe spricht, der mit dem irdischen unverträglich sei, oder einen der keinen Menschen und kein Ding auf dieser Erde von ganzem Herzen lieben kann — ein solcher bin ich nicht geworden, Gott sei Dank, und hoff's auch nicht zu werden mein Lebenlang. Und gerade weil ich sorecht fromm leben und sein möchte, darum hoff' ich mit dem Andern hat's keine Noth.

Sonderbar ist's wieder, daß sich die Leute diese Zeit aussuchen, so etwas zu sagen, da ich durch mein inneres und äußeres Leben, durch meine liebe Frau und Kind, sowie durch fleißiges Arbeiten so

glücklich bin, daß ich immer nicht weiß, wie ich's anstellen soll, dankbar genug zu sein. Und wenn Du mich auf dem Weg zu Ruh und Frieden wünschest, so hab' ich nie so ruhig und friedlich zu leben gedacht als mir jetzt zu Theil geworden ist. Hab tausend Dank für deine guten Wünsche, und sei nicht besorgt, wegen der beiden Sachen. Übrigens höre ich jetzt daß in Journalen davon die Rede sei; das ist gar zu lächerlich. Jetzt muß auch Schadow[4] schon längst meine Antwort haben, aber freilich stand da nichts von solchen Dingen darin, die hätte ich mir nicht träumen lassen. Ich muß diese Zeilen hier beendigen, wohin mich seit gestern der Verlust von Dirichlets[5] jüngstem Sohn Felix leider, leider gerufen hat. Meine arme Schwester wollte ich gerne durch mein Kommen erfreuen, aber sie ist noch so betäubt von ihrem großen Schmerz, daß es keine Freude für sie giebt, uns allen thut das schöne, stille Kind, das nun aus unserer Mitte ist, so weh. Leb' wohl mein lieber Freund! Bleib' mir gut und grüße die Freunde. Dein Felix M. B.

In der Unruhe, in der ich diese Zeilen schrieb, vergaß ich ganz, Dich, liebster Freund, um Verzeihung zu bitten, daß ich auf Deinen vorigen, so wichtigen

Brief geschwiegen habe. Wie viel und oft habe ich darüber gedacht, was ich darauf antworten könnte was Dir sagen, das Du gern gehört hättest. Aber es geht schriftlich so schwer. Mündlich, dachte ich, will ich Dir antworten. Und so hoffe ich noch, und wünsche es mir bald. Du weißt ja doch, wie ich's meine, und ich muß doch erst so vieles fragen, ehe ich zu einer Art Antwort kommen könnte!

---

3.

Leipzig, den 9. Januar 1841.

Mein lieber Freund

Empfang' meinen besten, herzlichsten Glückwunsch zu Deiner Verlobung, deren Nachricht mich gestern überraschte und erfreute. Mögest Du so glücklich sein und immer bleiben, wie ich es wünsche und hoffe und wie Du es verdienst, glücklich in Deinem Leben und in Deiner Kunst, und wie bisher uns alle durch beides erfreuend. Sag' Deiner Braut[6] meiner Cécile und meine schönsten Grüße, sag' ihr wie wir uns darnach sehnen die Bekanntschaft derjenigen zu machen, die Dich so hoch beglückt, und daß wir hoffen die Zeit möge

nicht allzufern sein, wo wir ihr und Dir unsere Wünsche mündlich darbringen können. Sag' ihr auch, daß wir uns ein ordentlich Stück Freundschaft vorweg unbekannterweise schon ausbedingen und ihr anbieten müssen, damit wir nicht fremd sind, wenn wir uns zuerst persönlich begegnen, und damit der von uns der den andern zuerst in seiner Häuslichkeit und in seinem Glück besucht, sich da auch gleich zu Hause fühlt, und als wäre es nie anders gewesen. Nicht wahr, so wollen wir's halten, lieber Freund?

Und wenn ich Dir mit einem Worte alles Gute wünschen soll, so sage ich bloß: Werde so glücklich in der Ehe durch Deine Emmy, wie ich es durch meine Cécile bin. Besseres und mehr kann ich Dir nicht wünschen. Ich habe bis jetzt zwei Kinder, einen Knaben von drei, und ein Mädchen von $^5/_4$ Jahren, und wir alle sind, dem Himmel sei Dank, gesund und können weiter nichts von ihm erbitten als Fortdauer unseres Glücks. Es fehlt wohl manchmal nicht an Sorgen und ernsthaften Tagen; gerade jetzt, wo meine Frau ihre Entbindung sehr bald erwartet, ist eine solche Zeit wo man jedem Tage mit Bangigkeit entgegen sieht und doch nichts thun kann, als Gott herzlich bitten die

Gesundheit und das Glück zu erhalten, die er gegeben hat.

Aber in dessen Hand sind wir ja nicht nur in diesen, sondern in allen Lagen, und drum weiß ich oft nicht, wie ich für so viel Gutes dankbar genug sein soll, und kann meinem besten Freund nichts besseres wünschen, als ein so glückliches Leben und eine so glückliche Ehe wie die meinige.

Im vergangenen Herbst hatte ich einmal eine schwere Krankheit zu bestehen; doch fühle ich mich ganz wieder von ihr erholt, und auch in meiner Kunst lebe ich hier froh und zufrieden. Ich habe mancherlei neues componirt und mancherlei im Kopfe. Du hast das Exemplar des Clavier-Auszugs von dem 114. Psalm,[7] den ich Dir zugeeignet habe, wohl noch nicht erhalten, wenn dieser Brief ankommt; ist es aber nicht sonderbar, daß sich das mit Deinem Brief nach so vielen Jahren kreuzen muß? Die Partitur und die Singstimmen folgen auch sogleich, wenn der Stich der ersteren beendet ist. Mir war das Stück gerade besonders ans Herz gewachsen, obwohl es schwerlich für das sogenannte Publikum was ist; aber mir war's lieb, drum dachte ich, ich müßt' es Dir zueignen. Und noch ein Zusammentreffen ist's,

daß ich am Morgen wo Dein Brief ankam, wenig Stunden vorher ein Lied [8] komponierte, als wäre es nun eben auf Dich und für Dich ausdrücklich gemacht.

Ich muß es deshalb hier beilegen, und bitte Dich, wenn Du es singst oder Dir vorsingen läßt unserer hier in Freundschaft zu gedenken, wie wir Deiner jederzeit.

Dein Felix Mendelssohn Bartholdy.

---

4.

Leipzig, den 2. März 1841.

Lieber Freund

Du erhältst hier die Partitur und die vollständigen Orchesterstimmen meines Psalms, die eben erscheinen sollen, Clavier-Ausgabe und Singstimmen hast Du früher bekommen und so ist das Ganze in Deinen Händen.

Jetzt bleibt mir nur der Wunsch daß Du darin einen Beweis sehen mögest, wie herzlich lieb ich Dich habe, und daß Dir das Stück an sich nur einen Theil der großen Freude machen möge, die ich an Deinen Werken so oft gehabt habe. Dann wäre der Zweck meiner Widmung erfüllt.

Tausend Dank für Deinen lieben guten Brief; es ist mir gar zu leid, daß wir nicht gleich mit Deiner Braut Bekanntschaft machen konnten. Aber es geschieht dafür hoffentlich in nicht zu langer Zeit mit Deiner Frau. Schreibe mir ja Deinen Hochzeitstag sobald Du ihn irgend fest bestimmt hast! Ich muß ihn wissen, damit wir ihn mitfeiern können. Und grüße von uns beiden die liebe Braut, die unsern Freund beglückt, aufs neue. Sobald Du einen Brief an andere zu schreiben Lust hast, laß uns die anderen sein, denn Du weißt wie mich's interessiert was Du treibst, was Du malst, und wie Du lebst. Und wie weit bist Du mit der Nymphe Egeria[9] gekommen?

Lebe wohl für heute lieber Schirmer. Bleib' mir gut und gedenke zuweilen an Deinen

Felix Mendelssohn Bartholdy.

---

5.

Berlin, 12. Dezember 1841.

Lieber Freund

Die beifolgende Fußdecke sollte eigentlich schon zu Deiner Hochzeit bei Dir eintreffen, und thut es nun

erst zu Weihnachten und legt sich nun so verspätet Dir zu Füßen! Verzeih das, aber ich hatte Deinen vorletzten Brief, wie Du aus meiner Anfrage bei Rietz sahst, wirklich nicht so verstanden, als ob der Hochzeitstag bestimmt wäre, und hatte geglaubt er wäre verschoben, weil ich nichts Näheres darüber hörte; nun endlich erhielt ich Deinen letzten Brief in Leipzig, wohin ich auf einige Wochen gereist war, und daher kommt die Verspätung meines Dankes dafür, und die Verspätung meines und meiner Frau herzlichsten Glückwunsches an Dich und die Deinige, und die Verspätung des kleinen beifolgenden Geschenkes, das Ihr hoffentlich mit Freundlichkeit aufnehmen werdet. Wär's mir mit meiner Musik vergönnt irgend etwas zu machen, das täglich und stündlich Dich umgäbe und erfreute, wie es das prächtige Bild thut, das Du uns damals zur Hochzeit schenktest, so hätte es am Willen gewiß nicht gefehlt, und Du bekämst was Künstlerischeres als die philiströse Decke; aber es kam uns darauf an, Euch auch täglich und stündlich an uns zu erinnern, und das thut keine Partitur, das thut eine Fußdecke. Wenn sie nemlich vor Deinem oder Deiner Frau Sopha in Euerem Zimmer liegt, und ihr diesen Platz zu gönnen

und unser dabei zu gedenken, und die Gabe nicht nach der Güte sondern nach dem guten Willen zu betrachten, das ist unser Wunsch dabei, den Ihr uns hoffentlich erfüllet.

Du frägst mich, ob es mir hier gefällt, und darüber ist viel zu antworten. Da meine Familie hier ist, Mutter und Geschwister allesamt, so kannst Du wohl denken, daß vieles mir den Aufenthalt angenehm macht, und zudem kommt man mir von allen Seiten ohne Ausnahme so unverdient freundlich und ehrenvoll entgegen, daß ich mich auch dadurch gebunden und festgehalten fühlen sollte. Dennoch habe ich nur immer das lebhafte Streben wieder fort von hier zu kommen, und hoffe auch daß es in Erfüllung damit gehn wird. Denn das Gute und Liebe was ich erfahre ist persönlich, und sowie es zur Sache kommt, so fühlt man, daß der eigentliche Zustand der Kunst (meiner gewiß, ich fürchte aber auch aller übrigen) ein so entsetzlich beklagenswerter ist, so von Grund aus verderbt, und dabei in der Verderbnis so ausgebildet und festgeritten, daß ich einmal gar nicht weiß, ob überhaupt zu helfen ist, und dann gewiß bin,

daß in langen Jahren, auch beim besten Falle, erst auf Veränderung eines so eingewurzelten Elends zu hoffen ist.

Sehe ich, daß kein anderer die Sache anfassen und für die ersten zehn Jahre reinigen und ordnen kann und wieder einrenken, und bleibt der gute Wille von allen Seiten derselbe wie er sich jetzt zeigt — so kann es wohl sein, daß ich es für meine Pflicht halte, hier zu bleiben und zu jener Reinigung und Ordnung nach Kräften mitzuwirken. Aber, wie gesagt, mein Herz steht nicht darnach, und das Schulmeistern und Anschnauzen ist so gar nicht meine Sache! Das habe ich 6 Jahre lang nicht einmal nötig gehabt in meiner guten Leipziger Stellung, und deshalb möcht ich zurück. Bestimmt ist bis jetzt nicht mehr darüber, als heute vor einem Jahr, und sobald ich was mehr weiß, wirst Du es gewiß erfahren. Laß dies alles aber ganz unter uns!

Und nun leb' wohl für heute, mein lieber guter Freund. Deiner Frau unbekannterweise von mir und der meinigen die herzlichsten Grüße und Wünsche, und denkt unserer zuweilen.

Grüße Rietz, Schadow, Hildebrandt[10] und Schrödter[11] aufs beste und bleib mir gut, und wenn

Du mir mal wieder schreibst sag' mir was Du jetzt malst, d. h. was für einen Gegenstand, und wie groß, und beschreibe es recht genau. Ich hab' so lange nichts gesehn und gehört.

Lebwohl, lebwohl, auf frohes Wiedersehn!

Dein

Felix Mendelssohn Bartholdy.

---

## VI. Fünf Briefe an Ferdinand Hiller.[1]

### 1.

Leipzig, den 24. Januar 1837.

Mein lieber Ferdinand!

Ich habe Dir über die Aufführung Deiner D-moll-Ouvertüre,[2] die am vergangenen Donnerstag Abend Statt fand, meinen versprochenen Bericht zu senden. Sie ging im Orchester gut; wir hatten sie vorher sehr fleißig und wiederholt studirt und sehr viele Stellen klangen über meine Erwartung gut; am allerschönsten die erste A-moll-Stelle piano in den Blase-Instrumenten, und die Melodie darauf — das macht sich

ganz vortrefflich; dann auch am Anfang der sogenannten Durchführung das Forte in G-moll und das Piano drauf (Deine Lieblingsstelle), dann auch die piano Pauken und Blas-Instrumente ganz am Ende in D-dur. Auch der Schluß klingt im Orchester über meine Erwartung. Dagegen konnte ich nicht umhin, mich auf unser gutes Vernehmen zu stützen und nach der ersten Probe die staccato Contrabässe bei der Melodie in A-dur, und jedes Mal, wenn sie wiederkommt, in F- und D-dur wegzunehmen und gehaltene Noten dafür hinzusetzen; Du glaubst nicht, wie unruhig es sich machte, und hoffe deßhalb, Du nimmst mir die Freiheit nicht übel, ich bin überzeugt, Du hättest dasselbe gethan; es klang gar nicht, wie Du wolltest.

Nun habe ich aber noch etwas auf dem Herzen, das ich Dir sagen muß. — Die Ouvertüre hat die Musiker, und noch dazu bei der Aufführung, nicht so recht ergriffen, wie ich wohl gewollt hätte, es ließ uns alle etwas darin kalt. Das wäre sehr gleichgültig, aber es war auffallend, daß alle Musiker, die ich sprach, dasselbe sagten — daß allen das erste Thema und der ganze Anfang, die Melodie in A-moll und

die in A-dur, ausnehmend gut gefallen hatte, daß alle bis dahin auch ganz warm dabei waren, aber von da in ihrer Theilnahme immer nachließen, bis sie am Ende den guten und frappanten Eindruck des Thema's vergessen hatten und sich nicht mehr für die Musik interessirten. Dies scheint mir wichtig, denn wieder scheint mir das auf die Differenz zu gehen, über die wir so unzählige Mal gestritten haben, und der Mangel des Interesses, mit dem Du deine Kunst jemals ansehen kannst, macht sich am Ende doch wieder für Andere fühlbar. Ich möchte Dir das nicht sagen, wenn ich nicht so ganz überzeugt wäre, daß das eben der Punct ist, der jedem Menschen selbst überlassen ist, über den ihn weder Natur noch Talent, auch das größte nicht, wegbringen kann, sondern nur der eigene Wille. Mir ist nichts widerwärtiger, als ein Tadel der Natur oder des Talents eines Menschen; das macht nur verstimmt und irre und hilft nichts; man setzt eben seiner Länge keine Elle zu, — da ist doch alles Streben und Arbeiten umsonst, drum muß man drüber schweigen, — das hat auch Gott zu verantworten. Aber ist es der Fall, wie hier in Deinem Stück, daß gerade alle Thema's, alles was Talent

Ferdinand Hiller

oder Eingebung ist (nenn's wie Du willst), gut ist und schön und ergreifend, und die Entwicklung desselben ist nicht gut, da meine ich, man dürfe es nicht verschweigen; — da, meine ich, kann der Tadel niemals unrecht sein, — da ist der Punct, wo man an sich und seinen Sachen bessern kann, — und wie ich glaube, daß ein Mensch mit herrlichen Anlagen die Verpflichtung hat, was Gutes zu werden, daß man es seine Schuld nennen kann, wenn er sich nicht ganz so entwickelt, wie ihm die Mittel dazu gegeben sind, — so glaube ich es auch bei einem Musikstücke. Sag' mir nicht, es sei so, drum müsse es sein; ich weiß recht gut, daß kein Musiker seine Gedanken, sein Talent anders machen kann, als der Himmel sie ihm gibt; daß er aber, wenn der Himmel sie ihm gut gibt, sie auch gut *ausführen* können *muß*, das weiß ich ebenfalls. Sage mir ferner nicht etwa, wie irrten uns alle, und die Ausführung sei eben so wie die Composition bei Dir; ich glaube es nicht. — Ich glaube, daß Du, Deinem Talent nach, *keinem* Musiker jetzt nachstehst, aber ich kenne fast kein Stück von Dir, das ordentlich durchgeführt wäre. Die beiden Ouvertüren sind gewiß Deine besten Stücke, aber eben je deutlicher Du Dich aussprichst, desto fühl-

barer wird der Mangel, und ich meine, Du müßtest ihm abhelfen.

Frage mich nicht, wie; denn das weißt Du selbst am besten; es ist am Ende nur die Sache eines Spazierganges, oder eines Augenblicks — kurz eines Gedankens. Wenn Du mich über diese lange Geschichte auslachst, so thust Du vielleicht sehr recht; aber in keinem Falle, wenn Du darüber böse bist oder mir's nachträgst, und das ist auch dumm, daß ich nur daran denke; aber wie viele Musiker gibt es, die das einem andern erlauben würden? Und wenn Du aus jedem Wort sehen mußt, wie ich Dein Talent liebe und verehre, so sage ich doch auch, daß Du nicht vollkommen seist und das nehmen die Musiker sonst übel. Aber Du nicht, Du weißt, wie viel mir daran liegt.

Die Stelle von Seb. Bach betreffend, so habe ich die Partitur gerade nicht und kann sie hier nicht gleich finden, aber ich hielt die Stelle niemals für einen Druckfehler, obwohl die Ausgabe sonst davon wimmelt. Deine Edition scheint mir daher auch nicht richtig, mir ist als könnte das As nicht fehlen, „Du schlügest sie", was mir so recht Bachisch vorkommt. Grüße ....

Dein F. M.

2.

Leipzig, den 14. April 1838.

Lieber Ferdinand!

Du wirst wegen meines langen Schweigens böse auf mich sein; ich kann wieder nichts thun, als Dich um Verzeihung bitten und hoffen, Du werdest Deinen Zorn wieder in Milde verwandeln, wenn Du meine wohlbekannte Pfote siehst. Es liegt viel zwischen diesem und dem vorigen Briefe, auch manches, was mich vom Schreiben abhielt. Daß mir Cécile am 7. Februar einen Sohn geboren hat, wirst Du gewiß durch Deine Mutter schon erfahren haben; aber vielleicht weißt Du noch nicht, daß sie gegen Ende des Monats auf einmal entsetzlich krank wurde und vier Tage und vier Nächte mit einem furchtbaren Fieber und allen Arten sonstiger Leiden zu kämpfen hatte. Dann erholte sie sich, Gott sei Dank, schneller, als sich hatte erwarten lassen, aber doch langsam genug, und erst vor Kurzem sind alle Spuren von Uebelbefinden verschwunden und sie ist so munter und sieht so wohl und frisch aus, wie Du sie kennst. Was ich nun alles in der Zeit empfunden habe, kann ich Dir freilich in

keinem Brief sagen und mündlich auch am Ende nicht, aber Du denkst es Dir selbst am besten, lieber Ferdinand. Und jetzt, wo alle Furcht vorüber ist und Frau und Kind wohl, da ist's solch ein heiteres Gefühl und doch gar nicht philisterhaft; Du magst spotten, so viel Du willst, so kann ich mir nicht helfen, es ist gar zu wohlig und lieb, so einen winzig kleinen Kerl anzusehen, der seiner Mutter blaue Augen und Stumpfnase mit auf die Welt gebracht hat und sie so gut kennt, daß er sie anlacht, wenn sie ins Zimmer tritt, und wenn er dann an ihrer Brust liegt und rasend säuft und Beide haben solches Vergnügen dran — ich kann mir nicht helfen, es ist überglücklich. Dafür declinire ich mensa so lang einer will und mache Fingerübungen mit ihm, und laß mich von Dir auslachen mit Freuden. In einigen Tagen wollen wir nach Berlin reisen, damit Cécile auch meine jüngere Schwester und somit meine ganze Familie kennen lernt, denn Paul mit seiner Frau waren vorigen Monat hier und haben den Kleinen über die Taufe gehalten. Carl Wolfgang Paul[3] heißt der kleine Mensch. In Berlin will ich einmal sehen, wie meine Frau sich in unserem Hause gefällt; geht's

gut, so reise ich in vier Wochen allein zum Musikfest nach Köln und komme unmittelbar darauf wieder nach Berlin, um dort oder hier den Sommer ruhig zuzubringen und zu arbeiten. Wo nicht, so reist Cécile wohl mit mir nach Köln; aber da es meine Mutter gar nicht gern sehen würde und die Schwestern auch, so denke ich wohl, sie wird dort bleiben und vielleicht nächstes Jahr mit mir an den Rhein. So weit meine Pläne für's Nächste. Und Du?[4] Wäre ich Du, so wäre ich gestern, am Charfreitag, und am Palmsonntag bestimmt nach Rom gerutscht, und immer denke ich's mir noch möglich, daß Du's gethan. Namentlich am Palmsonntag kann ich die päpstliche Capelle mit den goldenen Palmenzweigen niemals aus dem Gedächtniß kriegen; es ist von Ceremonie und Pracht das feierlichste und glänzendste, was ich gesehen habe, und ich möchte, Du sähest es und fändest das auch. Prächtige Sachen schreibst Du mir ja von Mailand und Deinem Treiben dort; es ist so komisch, wie Du Dein Paris da wieder finden mußt; Liszt, Nourrit, Pixis ꝛc. Aber interessant muß das Alles im höchsten Grade sein und auf die „Zustände", die Du mir in Leipzig einmal mündlich beschreiben willst, freue ich mich heute schon. Du wirst

gut erzählen haben. Und freilich hast Du's auch wieder entsetzlich richtig getroffen mit Deiner Beschreibung der *schen Hofcapellmeister-Glückseligkeit und der Saumthierseligkeit des deutschen Publicums. Ich habe in diesem Winter einige schauderhafte Blicke da hinein gethan, z. B. eben in Hinsicht der *schen Stelle, an die sie mich hin haben wollten (wahrscheinlich, weil's ein paar Zeitungsschreiber gesagt hatten) und wo sie nun mit den schönsten Künsten mich wieder dazu bringen wollen, mich darum zu bewerben, weil sie sich genirten, ehrlich und ordentlich heraus zu einem Musiker zu sprechen — endlich haben sie es doch gemußt und ich habe das Plaisir dafür gehabt, es recht höflich abzuschlagen und eben wieder gesehen, wie recht Du mit Deiner kohlschwarzen Schilderung hattest. Und doch ist in dem Deutschland ein so gewisses Etwas — ich weiß es nicht, was, und es zieht mich doch so an und ich möchte Dich bereden. — Nun kommt wieder meine alte Geschichte, die Du zweihundert Mal gehört und vierhundert Mal Dich darüber .... hast. Freilich ist das ein besserer, lebendigerer Theaterzustand, den Du in Italien beschreibst, als der unsrige, aber hilf uns einen besseren herbei-

führen. * und Consorten thun es nimmermehr, die führen den Karren tiefer in den Dreck und gehen doch schnell und spurlos vorüber. Von was besserem. Könntest und wolltest Du mir wohl eine Copie Deines Psalms schicken? und sonst noch dazu legen, was Du Neues hast, und das ganze Paket an Ricordi geben, der öfters an W. Härtel hier Sendungen macht? Das wäre doch einmal prachtvoll von Dir, und ich bitte Dich sehr vielmal, thue es. Ich war auch ziemlich fleißig diesen Winter. Ein neues Violin-Quartett in Es hat David neulich zum Schluß seiner Soiréen öffentlich gespielt und ich denke, Du würdest einen rechten Fortschritt darin bemerken; ein drittes habe ich angefangen; ein Concertstück für Piano mit Orchester (eine Art Serenade und Rondo, denn das Deine kriege ich ja doch nimmermehr), einen neuen Psalm (95) — daß ich zu dem 42. noch vier Stücke zucomponirt habe, habe ich Dir doch wohl schon geschrieben und ein Heft vierstimmiger Lieder, im Freien zu singen, und mehrere kleine Bestien sind da, und möchten so gern von Dir ein bischen gestriegelt und gebürstet werden, wenn Du auch da wärst. A propos, finde das schön: in Dresden haben sie eine erste Aufführung meines Paulus mit

allen möglichen Präparativen gemacht und zehn Tage vorher schreibt mir R(eissiger?) einen vornehmen Brief, man wünschte den ersten Theil etwas abzukürzen und er wolle deßhalb den Chor „Mache dich auf, werde Licht" mit dem darauf folgenden Choral „Wachet auf" streichen, da ihm diese Nummern nicht nöthig zur Handlung schienen. Ich war dumm genug, mich einen Tag lang unsäglich über die Zumuthung zu ärgern, aber schön finden mußt Du es auch. — Die Novello [5] wird nun wirklich bald in Italien eintreffen. Sie ist jetzt, wie ich höre, in München, und will von da direct hinüber. Von hier ging sie nach Berlin, wo sie einen solchen unglaublichen Succès gehabt hat, daß ich fürchte, sie hat sich ihrer Sache ein bischen zu gewiß gefühlt; denn in Dresden und Wien, wohin sie gleich darauf im Flug reiste, soll sie gar nicht viel gemacht haben. In Berlin dagegen hat sie zwei Concerte gegeben, zweimal für die Armen gesungen, viermal im Theater, zweimal bei Hofe, was weiß ich, wo noch? Mach ihr nur schön den Hof, wenn sie Dir in die Arme flattert. Und nun will ich schließen und habe Dir doch noch solch eine Menge Sachen sagen wollen. Das nächste Mal mehr. Meine Frau

grüßt Dich vielmal und schönstens. Sie ist mit der Reise beschäftigt. Ich bitte Dich, schreib mir nach Berlin (Leipziger Straße Nr. 3), Du sollst dann Berliner Zustände für Mailänder austauschen (wobei ich freilich noch viele Ellen zugeben müßte). Aber leb wohl, lieber Ferdinand, sei froh. Behalte lieb Deinen

F. M.

---

3.

Berlin, den 15. Juli 1838.

Lieber Ferdinand!

Da so allerlei Bestien von Gott erschaffen sind und auf Erden herumwandeln, worunter die schlechten Correspondenten auch gehören, so sei mir nicht zu böse, daß ich diese Natur bekommen habe. Ich habe so meine Zeiten, wo mir die Dinte nicht fließen will, und wenn ich Antworten kriegen könnte (z. B. von Dir), ohne erst selbst zu schreiben, so verlernte ich's wahrscheinlich ganz. Du merkst es erstlich meinem langen Nichtschreiben und jetzt meinem steifen Schreiben an, daß dies eine solche Zeit ist. Aber, wie gesagt,

von wegen der Antwort. Ich hoffe, es fällt Dir eine ganz aparte Art, mich anzuschnauzen, ein, mit der Du Deinen Brief anfangen kannst; dann bekomme ich ihn gewiß bald. Und dann mußt Du mir auch als Geschäftsmann antworten, denn ich schreibe jetzt in Geschäften, um nach der Ouvertüre zu fragen, die Du uns zu den Concerten versprochen hast. Wie ist's damit? Ich hoffe, wir erhalten sie, und können sie gleich zu Anfang der Concerte (Ende September) ansetzen. Wirf mir nicht vor, daß ich Dir meine Sachen nicht durch Härtels geschickt hätte, wie Du verlangtest; Du weißt, daß ich seitdem hier war und ziemlich unruhig lebte, und zudem, — was willst Du auch jetzt damit? Lieber spiele ich Dir alles en gros vor, wenn Du mal wieder ins Vaterland zurückgekehrt bist. Mit Dir aber ist's ein Anderes; Du kannst mir in meinen Aufführungen dadurch helfen und uns eine Freude bereiten und Du hast's mir versprochen; ich halte Dich also beim Wort. Hoffentlich ist die Ouvertüre schon fertig; und dann hoffentlich, hoffentlich schickst Du sie. Ich bin so begierig drauf, wie ich lange nicht auf ein Musikstück war, so wie überhaupt auf Dein ganzes italienisches Leben und Treiben. Jetzt sitzest Du am

Comersee und Deine Mutter wohl bei Dir; es mag ein köstliches Leben sein. Dazu wirst Du wohl mit Liszt flaniren und der Novello die Cur machen, die in Mailand ist, wie ich höre, und dort Stunden nimmt; ist sie denn immer noch Dein entschiedener Liebling? Was sagst Du zu ihrem Singen und zu ihrer Person? Ich bin nun seit dem Mai hier im elterlichen Hause. Es ist ein eigenes Gefühl, so vieles darin verändert, so vieles in mir selbst verändert, und doch ein gewisses behagliches Zuhausesein, als wäre ich niemals daraus weg gewesen. Dazu ist meine Familie hier so abgeschlossen und isolirt, daß man eigentlich von Berlin wenig spürt und mit wenig andern Leuten in Berührung kommt, als mit denen im Hause. Es hat sein Gutes und auch sein Nachtheiliges und wie ich hier diesmal mich so eigentlich als Fremder und Unbefangener umsehe, so muß ich mich doch glücklich preisen, nicht hier geblieben zu sein, so leid mir's noch heut der Familie wegen thut; aber das Klima und die Luft sind unfruchtbar hier und taugen nichts. Zum Lernen und Arbeiten und Isoliren ist Berlin ganz der Platz, aber zum Genießen auch gar zu wenig; es ist mir alles aus meinem früheren Leben und alle meine Feind-

seligkeiten mit den Leuten und meine schlechte Stellung mit ihnen diesmal erst recht klar geworden, wie dies alles so kommen mußte, und auch deßhalb sind mir die Monate schon von höchstem Interesse gewesen. Jetzt gefallen wir uns gegenseitig und auch Berlin im Ganzen gefällt mir, weil ich die ganze Lumpenwirthschaft los bin und mich nun am Guten hier freuen kann, ohne mir's zu verbittern. Am ersten Abend meiner Ankunft gingen wir ins Theater, um „Armide" von Gluck zu hören; solch einen Genuß habe ich selten oder noch niemals in der Oper gehabt. Diese große Masse eingespielter und -gesungener Musiker, von Spontini gut dirigirt, das herrliche Haus zum Erdrücken voll, die guten Decorationen und das alles zu dieser wunderbaren Musik vereinigt, machte mir einen Eindruck, daß ich mir sagen mußte es sei doch nichts mit solch kleiner Stadt und solchen kleinen Mitteln und solchem kleinen Kreise und es sei doch ein ander Wesen hier. Aber wie oft habe ich das seitdem zurücknehmen müssen. Gleich den Tag darauf gaben sie eine sogenannte Gedächtnißfeier für Beethoven und spielten die A-dur-Symphonie so niederträchtig, daß ich meiner kleinen Stadt und meinen kleinen Mitteln schon vieles ab-

hat, denn da war eine Rohheit, eine Frechheit der Execution, wie ich sie nirgend jemals gehört, und die ich nur mit dem ganzen preußischen Beamtenwesen erklären kann, das zur Musik paßt, wie eine Zwangsjacke einem Menschen. Und noch dazu ist's eine unbewußte Zwangsjacke. Nun, und seitdem habe ich manches von Quartetten und Symphonieen in Privatcirkeln singen und spielen gehört und habe alles meiner kleinen Stadt abgebeten. Es wird nach wie vor so schülerhaft, so gleichgültig und so hochmüthig an den meisten Orten hier Musik getrieben daß sich daraus zur Genüge all mein damaliger Grimm und meine wohl unschicklichen Mittel, um der Sache zu steuern, erklären lassen. Es hängt mit dem Sand, mit der Lage, mit dem Beamtenwesen zusammen, so daß man sich wohl an einzelnen Erscheinungen freuen, aber mit keiner näher befreunden kann. Die Gluck'schen Opern sind solche erfreulichen Erscheinungen. Ist's nicht merkwürdig, daß sie immer ein volles Haus machen und daß das Publicum klatscht und sich amusirt und heraus ruft? Und daß dies ziemlich der einzige Ort in der Welt ist, wo so etwas möglich ist? Und daß am nächsten Abend der Postillon ein eben so volles

Haus zieht? Und daß in Baiern verboten ist, in irgend einer katholischen oder protestantischen Kirche Musik zu machen, weil es die Kirche entheilige? Und daß die Choräle auf dem Theater obligat werden? Gotts Schock Donnerwetter. — Die Hauptsache ist aber doch bei alledem das Neue, und daß es recht viel gutes schönes Zeug in der Welt gebe; darum bin ich auf Deine Ouvertüre und Deine Oper so gespannt. Daß ich in Köln zum Musikfest war, wirst Du gehört haben. Es ging alles gut, die Orgel machte zum Händel und noch mehr zum Seb. Bach (es war eine neu aufgefundene Musik von ihm, die Du noch nicht kennst, mit einem pompösen Doppelchor) einen schönen Effect. Aber auch da fehlte, meinem Gefühl nach wenigstens, das Interesse an irgend etwas Neuem, Unversuchten; ich mag so gern einiges Ungewisse, das mir selbst und dem Publicum Raum zu einer Meinung gibt; im Beethoven und Händel und Bach weiß man es schon so vorher, was man daran hat, das muß dabei bleiben, aber viel anderes dazu. Du hast ganz Recht, daß es in Italien besser ist, wo die Leute alle Jahr eine neue Musik und alle Jahr ein neues Urtheil haben müssen, wenn nur die Musik und die Urtheile selbst ein Biß-

chen besser wären. Hier schnaubst Du und sagst: was ist besser? Mehr nach meinem Schnabel also, wenn Du so willst. Uebrigens hat Deutschland auch den Teufel im Leibe; Guhr hat die Schöpfung zwei Mal mit ungeheurem Glanz aufgeführt, sämmtliche Zeitungen sprechen von der Stelle „es werde Licht," wo Guhr sämmtliche Musikchöre der österreichischen und preußischen Regimenter in der Kirche aufgestellt hatte, die dabei losbliesen. Und im Cäcilien-Verein dirigirt V(oigt?) und ist, so viel ich weiß, der Beste, den sie bekommen können; und S . . . . . hält Reden zu Ehren Mozart's, und alles das ist auch nicht nach meinem Schnabel. Am Ende ist mein Schnabel verqueer — die Möglichkeit leuchtet mir selbst davon zuweilen ein — aber ich muß ihn doch einmal so verbrauchen, wie er gewachsen ist, und da kriege ich freilich das meiste eben so wenig hinunter, wie der Storch den Brei aus der flachen Schüssel. Der Storch führt mich auf meinen Jungen, der ist dick und fett und lustig und schlägt im Aeußeren und im Charakter seiner Mutter nach, was mir unsäglich Freude macht, weil's sein Bestes ist. Und Cécile ist wohl und blühend und grüßt Dich vielmal.

Ich hab Dir ja noch gar nicht geschrieben, was ich geschrieben habe, ich meine die Noten: zwei Rondos für Clavier, eins mit, eins ohne Orchester, zwei Sonaten, eine mit Violine, die andere mit Cello, einen Psalm und eben bin ich bei einem dritten Violinquartett und habe eine Symphonie im Kopf, die bald vom Stapel laufen soll. In B-dur. Und Du? Wirst Du nun die Ouvertüre schicken? Und nun tausend herzliche Grüße Deiner Mutter und genieße Dein Leben in dem erquicklichen Land und bleibe mir gut.

Dein

Felix M.B.

4.

Berlin, den 17. August 1838.

Lieber Ferdinand!

Dein gestriger Brief hat mich so sehr erfreut, daß ich keine Zeit verlieren mag, Dir's zu sagen, wie sehr. Es ist mir der liebste von allen, die ich je von Dir bekommen habe und ich habe ihn immer wieder gelesen und mich wieder daran erfreut, an der glücklichen harmonischen Stimmung die daraus spricht, an allem

einzelnen Lieben und Guten daran, an dem Anfang und der Mitte und dem Ende. Wie freue ich mich, daß Dir gerade solch ein Glück zu Theil wird, dem ich's so von Herzen gönne, oder vielmehr mit dem ich's mit genieße, und der's selbst zu genießen weiß, wie ich aus Deinem Briefe sehe. Wohl muß es schön sein mit Deiner Mutter in Bellaggio; aber eben, daß Dich dieses frohe Gefühl so durchdringt, das freut mich so an Deinen Zeilen, ich gestehe ich hatte mir's kaum gedacht. Das ist auch nicht so übel, was Du mir von dem neuen Oratorium schreibst, an alle dem sehe ich, daß Du gerade jetzt so sein und leben mußt, wie ich's Dir immer gewünscht und wie ich es mit meinen deutschen Reden damals im Sinne gehabt hatte — das wo ist ganz einerlei — erhalte Dirs der Himmel immer so und gedenke dabei meiner auch immer so freundlich, wie in dem Briefe eben. Klappen-Trompeten haben die Babylonier auf jeden Fall gehabt (eigentlich war ganz Babylon eine Art Klappen-Trompete), so luxuriöse, übermüthige Morgenländer kommen ja kaum mit C-Trompeten allein aus. Aber ich bitte Dich, nenne sie nicht trompettes à piston in Deiner Partitur, ich habe solch einen Haß auf das

Wort Piſton — Du ſiehſt, welch ein Doctor der Philoſophie ich bin. Alſo, wenn das Oratorium fertig iſt, ſo ſollen wir's in Deutſchland hören? Nun, das iſt doch noch einmal ein Wort zu ſeiner Zeit. Laß es nur irgendwo in meiner Nähe ſein, damit ich auch etwas davon habe, vom erſten Male, laß es gar in Leipzig ſein, das wäre ſchön, zuſammennehmen ſollten ſie ſich und was von Sanges- und Spielkräften in der guten Stadt iſt, ſollte zu Deinen Dienſten ſtehen. Nun mach es nur bald fertig und ſchreibe mir viel davon, es gibt doch immer einen Vorſchmack indeß. Was Du von der Novello ſagſt, da ſtimme ich mit jedem Wort überein und eben ſo über Liszt. Daß wir die Ouvertüre nicht bekommen, thut mir ſehr leid, ich kann mir's aber natürlich denken, daß Du nichts vor der erſten Aufführung willſt hören laſſen. Und die ſoll im nächſten Winter ſchon ſein? Und dabei iſt das ganze Oratorium vierſtimmig ſkizzirt? Das iſt ja prachtvoll fleißig. Du gibſt mir gleich ein Beiſpiel für Deinen Rath von den zehn Opern und zehn Oratorien, die ich in den nächſten zwanzig Jahren machen ſoll. Glaub mir, daß ich die größte Luſt und den innigſten Trieb habe, Deinem Rath und Beiſpiel

zu folgen, gäb's nur einen dichterischen Menschen und Freund in der Welt. Es ist zu schwer, all dergleichen zusammen zu suchen. Getrieben sein müßte man dazu. An solchen Menschen fehlt es aber in Deutschland und das ist ein großes Unglück. Indeß, so lange ich keinen finde, helfe ich mir selbst durch und am Ende muß doch einer zum Vorschein kommen. Deinen instrumentirten Psalm und den Hochzeitschor habe ich hier erhalten, habe ich Dir denn noch nicht dafür gedankt? Mir ist's doch so, und wenn ich mich irre, muß ich's Dir hiermit noch einmal sagen, wie Du mich durch den letzteren so erfreut hast, welche frohen Tage mir jede Note des ersteren zurückruft. Deine gestrichene Fernando-Ouvertüre[6] erhielt ich in Leipzig und denke sie im Anfang der Abonnements-Concerte zu geben; ich schreibe Dir dann genau darüber und schicke sie gleich nachher (etwa Anfang November, das ist doch zeitig genug?) durch Härtel an Ricordi. Ein paar neue Sachen von mir lege ich dann auch dazu; wie die Dir nur in Italien vorkommen mögen?

Jetzt ist mein berliner Aufenthalt gleich zu Ende, ich denke in vier Tagen wieder nach Leipzig zurückzukehren, wo sie am 19. September meinen „Paulus"

in der Kirche geben und die Proben dazu nächste Woche anfangen wollen. Das Leben hier in der Familie war gar zu angenehm; gestern Abend, als ich zum Thee hinüberging und alle versammelt fand, las ich ihnen vieles aus Deinem Briefe vor, der auch ihnen große Freude machte und sie trugen mir alle viele Grüße an Dich auf. Wir kamen so jeden Abend zusammen, kannegießerten, stritten, machten Musik, da war's sehr angenehm und wohlig. Ausgebeten waren wir in der ganzen Zeit kaum drei Mal, von öffentlicher Musik habe ich auch wenig mehr gehört, als ich mußte; sie ist zu schlecht, bei den besten Mitteln; eine Vorstellung des „Oberon" in voriger Woche war unter aller Vorstellung — ich glaube, das Ding war nicht ein einzig Mal recht zusammen; in der Sing-Akademie sangen sie mir ein Stück von mir vor, daß ich ernsthaft böse geworden wäre, wenn nicht Cécile neben mir gesessen hätte und immer gesagt: lieber Mann, beruhige Dich doch. Auch Quartett spielten sie mir einmal vor und plackerten immer noch an denselben Stellen, wo sie vor zehn Jahren plackerten und wo ich vor zehn Jahren wüthend darüber geworden war; jetzt war's mir nur ein Beweis mehr

für die Unsterblichkeit der Seele. Mein drittes Violin-Quartett in D-dur ist fertig, das erste Stück gefällt mir selbst über die Maaßen; ich wollte, ich könnte Dir's mal vorspielen, — namentlich eine Forte-Stelle am Ende, die Dir gewiß recht wäre. Auch denke ich nächstes Jahr eine Oper von Planché zu componiren; zwei Acte des Textes habe ich schon, und die gefallen mir gut genug, um mich dazu zu machen. Das Sujet ist aus der englischen mittelalterlichen Geschichte, ziemlich ernsthaft, Belagerung und Hungersnoth darin, — ich bin nun auf das Ende des Textes begierig, das ich in der nächsten Woche erwarte.[7] Auch einen Oratorientext hoffe ich noch in diesem Jahr zu bekommen. — Du siehst, daß ich Deinen Rath schon von selbst befolgen wollte, aber wie gesagt, der fördernde, selbst erfindende Dichter, der fehlt und mit ihm eine große Hauptsache. Clavierſachen schreibe ich allerdings nicht mit der größten Lust, auch wohl nicht mit rechtem Glück, aber ich brauche mal zuweilen was Neues zum Spielen und dann fällt mir auch wohl mal was recht claviermäßiges ein, wenn's auch keine Passagen gerade sind, warum soll ich mich da geniren und es nicht auch hinschreiben? Zudem ist ein ganz

bedeutender und mir sehr lieber Zweig der Clavier-musik, Trios, Quartetten und andere Sachen mit Begleitung, so die rechte Kammermusik, jetzt ganz vergessen und das Bedürfniß, mal was Neues darin zu haben, ist mir gar zu groß. Da möchte ich auch gern etwas dazu thun. In dieser Idee habe ich neulich die Sonate mit Violine und die mit Cello gemacht und denke nächstens ein paar Trios zu schreiben. Jetzt habe ich eine Symphonie in B-dur[8] vor und nehme mir vor, sie bald fertig zu machen. Wenn nur nicht gar zu viel fremde Virtuosen den Winter nach Leipzig kommen und ich nicht allzuviel Ehre zu genießen habe, will sagen, Concerte zu dirigiren. Also verläuft sich Hr. F . . . bis Mailand? Brr, der könnte dem warmen Klima Schaden thun. Ja, siehst Du, solche Kerls muß ich verdauen und bin in Leipzig, statt in der Cadenabbia, wo ich einmal war, Deiner jetzigen Wohnung gegenüber. Schreib ich so an Dich nach dem Comersee, so kommt mir doch die größte Lust an, dies Paradies mal wieder zu sehen und wer weiß, was ich einmal in den nächsten Jahren thue. Aber erst mußt Du mit dem Oratorium hier gewesen sein, das ist das Schönste. Weißt Du, daß Dich meine

Schwester Fanny[9] vielleicht bald sieht? Sie hat die Absicht, mit Mann und Kind nach Italien zu reisen und erst nächstes Jahr zurückzukehren. Wenn ich Näheres von ihrer Reise erfahre, theil ich Dir's mit, damit sie Dich nicht verfehlt, wie Franck. Nun leb wohl, schreib mir bald nach Leipzig, und wieder solch einen prächtigen Brief. Hab nochmals Dank. Grüße Deine Mutter. Leb wohl, leb wohl.

Dein Felix.

---

5.

Leipzig, den 15. April 1839.

Mein lieber guter Freund!

Heute habe ich ganz aparte Lust, Dir zu schreiben, mit Dir zu plaudern; eben dachte ich so daran, wie ich bei Dir auf dem Sopha lag und klagte und mir Clavier vorspielen ließ, weil ich so verliebt war; und darauf dachte ich, es wäre doch gut, wenn wir uns bald mal wieder sähen und ordentlich zusammen lebten, — und dann dachte ich, wie lange das noch hin sein müßte. Aber auch eine Menge Geschäftssachen habe

ich heute an Dich zu schreiben, mit denen will ich gleich anfangen. Erstlich das Oratorium. Was denkst Du auch, daß Du von Responsabilität sprichst, die ich auf mich nähme — von Riskiren — von Durchsicht der Partitur vorher ꝛc. Du toller Kerl, das weiß ich alles lange schon, wie ein Stück von Dir sein wird, auf das Du selbst Dich freust, das Du mit Liebe schreibst — und wieder weißt Du auch, wie ich mich auf ein solches Stück freue und daß ich's mit so viel Liebe und so viel Sorgfalt als ich kann aufführen werde wenn Du es mir anvertrauen willst. Brauch ich Dir denn das erst zu sagen? Um übrigens nicht bloß meiner Ansicht zu folgen oder Dich persönlich allein zu bitten, habe ich die bezügliche Stelle Deines Briefes den hiesigen Concert-Directoren (cum grano salis d. h. mit Auslassung Deiner allzu großen Bescheidenheit) mitgetheilt, und vom Secretair des Concerts, Stadtrath Porsche, folgende Antwort bekommen, die ich Dir erst im Original schicken wollte, jetzt aber abschreibe, weil das Papier zu dick ist und also das Porto auch: „Ew. Wohlgeboren (paß auf auf den Curialstyl) gefälligen Mittheilung nach ist Herr Ferdinand Hiller in Mailand mit der Composition eines

Oratoriums „der Prophet Jeremias" beschäftigt, von dem sich höchst Gediegenes und Ausgezeichnetes erwarten läßt; das Concert-Directorium hat mich beauftragt, Ihnen zu versichern, daß es ihm zum Vergnügen gereichen werde, dieses Werk in den Concerten des künftigen Winters 1839/40 hier zur Aufführung gebracht zu sehen und zu hören, wenn Herr Hiller die Güte haben will, uns die Partitur zukommen zu lassen. Mit vollkommener ꝛc. ꝛc. Porsche. Leipzig, März 1839." Nun glaubst Du hoffentlich nicht mehr, daß ich eine zu große Responsabilität habe. Möchte Dir die unbedeutende Gelegenheit wirklich zu einem neuen Werke Lust und Liebe geben. Sag mir in Deinem nächsten Briefe (adressirt nach Düsseldorf bis Mitte Mai, nach Frankfurt bis Ende Juni) ein paar Worte als Antwort hierauf, die ich der Direction mittheilen kann; es freut sie gar zu sehr, wenn ein Künstler, wie Du, von ihnen qua Concert-Directorium Notiz nimmt und so sind sie alle über Deine Anfrage sehr geschmeichelt gewesen. In der Kirche werden wir es schwerlich geben können, da unsere Kirchen-Concerte wohl mehrere Jahre ruhen müssen, ehe wir sie wieder auf guten Fuß bringen (die Ursachen sind zu weit-

läufig zum Schreiben), aber im Concertsaal, mit vielen Dilettanten, als Chor. Den bedenke nur ja recht schön. Und wie gesagt antworte so bald Du kannst. In diesen Tagen geht durch Kistner ein Paket an Dich ab, was er schon seit vier Wochen wohlverpackt in Händen hat und jetzt endlich bestimmt abzusenden verspricht; es enthält die Partitur meines 42. Psalms, des Paulus und eine kürzlich erschienene Cello-Sonate [10] von mir, die ich eigentlich nur wegen des schönen Umschlags Dir schicke und als Novität — sonst ist wenig daran. Wenn Dir aber der Psalm in seinem neuen Kleid und mit dem alten Futter nicht gefällt, so erschieß ich mich. Das Paket wird, wie ich höre, sechs Wochen unterwegs und an Giovanni Ricordi in Mailand adressirt sein; erkundige Dich also gelegentlich bei dem. Daß ich Dich bitte, sämmtliches darin Enthaltene zu behalten, versteht sich von selbst. Deine beiden Ouvertüren mit Metronombezeichnung sind aus Philharmonic vor vierzehn Tagen von mir abgeschickt, nachdem wir die D-moll hier erst im Armen-Concert gut aufgeführt und Deine Aenderungen sehr vortheilhaft gefunden hatten. Das Ganze gewinnt wesentlich dadurch und der Fluß ist gar nicht gestört. Und jetzt,

so sehr ich mich schäme, muß ich Dir noch von einem Zeitungs-Artikel erzählen, den ich neulich über Dich las und der mir gar viele Freude gemacht hat. Ich bekam nämlich eines Morgens in der Probe ein Blatt der Neuen musicalischen Zeitung gezeigt (deren Redacteur, Schumann, den ganzen Winter in Wien war),[11] worin eine Nachricht war, die mich anging, und wie ich das Blatt noch außerdem ansehe, so ist ein durch zwei Nummern durchgehender Hauptartikel mit Deinem Namen überschrieben darin. Ich nahm's gleich mit, las es und vieles darin hat mir wirklich außerordentlich gefallen; es ist offenbar von Jemand gemacht, der Dich persönlich nicht im mindesten kennt, dagegen jedes Deiner Werke aufs genaueste, der nicht einmal wußte, daß Du nicht mehr in Frankfurt seiest und dennoch Dein Wesen sich gut und deutlich aus den Compositionen vorstellt, von Jemand, der es offenbar gut mit Dir meint. Ich höre, es soll ein Deutscher in Warschau geschrieben haben. Die Pointe des Dings ist eigentlich, daß er glaubt, Du hättest Dich irgendwie verstimmen lassen und wolltest deßhalb nichts mehr herausgeben oder gar componiren, und da bittet er Dich denn himmelhoch, es nicht zu thun und nicht zu glauben,

daß Dir die Menschen nicht mit Antheil und Freude folgten, wie er selbst ein Beispiel sei und die ganze Zeitung ist überschrieben mit dem Motto: „Wenn solche Köpfe feiern, wie viel Verlust.“ — Du siehst, der Mann wußte nichts von Deiner Person, aber eben deßhalb machte es mir viel Vergnügen — und ich hätte Dir es geschickt, wenn ich nicht einen halben Eid gethan hätte, kein Zeitungsschnittchen in meine Briefe zu thun. Dies aber und ein Spaß auf der vorigen Seite bringen mich auf das furchtbare, gar zu schreckliche Ereigniß von Nourrit's Tod.[12] Es hat mich lange, lange keine Nachricht so sehr betrübt, mir so ganz tief hineingegriffen, wie diese. An die heitere, glückliche Zeit, in der ich ihn gesehen hatte, an das wahre, freie Künstlerwesen, das er damals zu haben schien, an seine Ehre, seinen Glanz überall, an Frau und Kinder mußte ich durcheinander denken und an den gar zu traurigen Zustand eines Innern, das kein anderes Mittel mehr weiß, als dies, was die ganze frühere Existenz, alles Glück ausstreicht, als wär's nie gewesen. Wie muß Dich aber erst die Nachricht erschüttert haben! Dein letzter Brief spricht noch von ihm; Du hast ihn erst so kürz-

lich gesehen, so lieb gehabt — es ist auch zu entsetzlich. Und wer kann da noch an Ruhm und Ruf und äußeres Glück denken und sich's wünschen, wenn solch ein äußerlich glücklicher und innerlich begabter Mensch mit alledem so gränzenlos unglücklich ist. Mir liegt mehr darin, wie in der tiefsten Predigt, die ich je gehört, und ich kann gar nicht fertig werden, wenn ich einmal daran denke. Sag mir doch viel darüber; alles was Du von näheren Gründen oder Details weißt. Mir sind bloß die Details des Abends vorher und seiner letzten Momente bekannt geworden, außerdem nichts als dumme Gerüchte. Sag mir, wenn Du etwas darüber weißt, wie er zu einer solchen innerlichen Unseligkeit gekommen ist und wie zum Entschlusse. Wenn's die paar Zischlaute oder Pfeifen im Theater allein sind, wie sie in den Zeitungen schreiben, so sollte man niemals wieder vor's Publicum treten, sobald man Brod genug erworben hat, um nicht zu verhungern, und sollte nie einen Stand wählen, der vom Publicum abhängig macht.

Noch habe ich einige Fragen Deines Briefes zu beantworten. Im Philharmonic dirigiren gar verschiedene Leute, Sir G. Smart, Moscheles, Potter ꝛc., es ist

also nicht vorauszusagen, in was für Hände Du fällst, gewaschene oder unreinliche. Mit meiner englischen Oper ist's wieder im weitesten Felde; der Dichter will nicht ändern, ich nicht ungeändert componiren, — das ist das alte, alte Lied von dem versoffnen Bohnenschmied. Und ich muß es immer von vorne anfangen, denn ich habe Recht damit. Wenn Du aber Mercadante's Giuramento lobst, so schlag die schwere Noth zehntausend Mal drein, denn ich habe den Clavier-Auszug lange genug auf meiner Stube gehabt und mir gewiß alle Mühe gegeben, und find's doch ganz unerträglich und ordinair und nicht eine Note darin, die mir den geringsten Spaß machte. Sei mir nicht bös, ich kann mal nicht anders, das ist eben so curios, daß wirklich die Umgebung und die Luft und die Ausführung Eindruck machen, auf jeden — aber hier in Leipzig nimmt sich das Giuramento ganz abscheulich aus d. h. gerade in meinen vier Pfählen. Solche Musik machst Du in Deinem Leben nicht, das gib auf; darum freue ich mich eben doppelt auf die Nummern aus Deiner Oper, die Du mir versprichst und bin sehr begierig darauf. In acht Tagen gehe ich zum Musikfeste nach Düsseldorf, wo der Messias den ersten, die Eroica, die Beetho-

ven'sche C-dur-Messe, eine Ouvertüre und mein 42. Psalm den zweiten und die Gluck'sche Alceste im Theater mit Costüm und allem den dritten Tag gegeben werden soll. Es kommen berliner Sänger und -innen, die das letztere (offenbar das beste) möglich machen. Das Fest ist wieder zu Pfingsten. Nachher wollen wir in Frankfurt der Hochzeit meiner Schwägerin, Julie Jeanrenaud, die einen hiesigen jungen Schunk heirathet, beiwohnen; dann noch einige Zeit in Frankfurt verweilen, dann vierzehn Tage bei meinem Onkel am Rhein — und weiter gehn die Luftschlösser noch nicht. Nun ist's aber mit dem Brief aus; er ist ja übertrieben voll geschmiert; grüß die Mutter viel, sehr viel Mal, auch Mlle. J . . . und schreibe mir sehr bald, lieber Ferdinand, damit erfreust Du mich gar zu sehr. Immer Dein

Felix.

Frau und Kind sind wohl und grüßen Dich.

## VII. Zwei Briefe an Ferdinand David.[1]

### 1.

Berlin, den 9. August 1841.

Lieber Freund!

Dein prächtiger Brief hat mir (und uns Allen, denn ich habe ihn dreimal vorlesen müssen) die allergrößte Freude gemacht, und ich danke Dir sehr vielmal dafür. Recht vergnügt und ausgelassen wollte ich ihn gleich beantworten, da höre ich gestern von dem traurigen Verluste, den Schleinitz[2] zu erleiden hat, und bin dadurch aus aller Lach- und Spaßlaune, und müßte heute entweder gar nicht schreiben, oder ernsthaft. Da thue ich lieber das Letztere. Sag' mir recht bald, wie es Schleinitz körperlich geht, ob er arbeiten kann und mag, wie er die erste schlimmste Zeit zuzubringen gedenkt; es ist ein gar zu harter Verlust für ihn! Du willst Neuigkeiten vom Berliner Conservatorium[3] hören; ich auch, lieber David, aber es gibt deren keine. Die Sache ist im allerweitesten Felde, wenn sie überhaupt gar in irgend einem Felde schon ist, und nicht blos in der Luft. Der König

scheint den Plan zu haben, die Akademie der Künste umzugestalten, das geht aber nicht ohne aus der jetzt bestehenden Gestalt derselben eine andere zu machen, und hiezu kann man sich nicht entschließen und ich möchte am allerwenigsten dazu rathen, weil ich überhaupt weder von einer gestalteten, noch umgestalteten Akademie viel Heil für die Musik erwarten kann. Ein Conservatorium soll, wie ich glaube, der neue musikalische Theil der neuen Akademie werden; einen Theil allein neu zu organisiren, davon kann unter keinen Umständen die Rede sein, also hängt das wieder von den drei anderen ab; für das Baufach fehlt es noch an einem Director, und in allen 4 Fächern können (oder sollen wenigstens) die einmal vorhandenen Mitglieder nicht abgesetzt und in ihren Rechten geschmälert werden; also müssen diese Mitglieder erst aussterben. Mit ihnen zugleich werden wir auch aussterben, und ob dann die Umgestaltung der Akademie in der gewünschten Art erfolgt, ist die Frage. Den Dienst glaube ich hier schon geleistet zu haben, diese Verhältnisse recht klar und ohne Umschweife auseinandergesetzt zu haben, daher man sich mit diesem Plane und den dahin einschlagenden Reden so lange nicht mehr zu

tragen braucht, bis die Unmöglichkeit hinweggeräumt ist. (Hiebei fällt mir eine Parenthese ein. Zeig' diesen Brief und alle zukünftigen in ganz Leipzig keinem einzigen Menschen als Schleinitz und Schuncks,[4] wenn Du willst — Deiner Frau versteht sich! Das bist Du! Aber keinem, der je einen Zeitungsartikel schreibt, oder einen Preßbengel näher kennt. Du glaubst nicht, welche grenzenlosen, himmelschreienden Indiscretionen ich hier von Berlinern gegen Berliner in dieser Druckhinsicht ausgeübt sehe, und gar was aus Leipzig erzählt oder gelesen wird, davor haben sie viel großen Respect . . .) Also weiter im Text: Du wirst fragen, wozu in aller Welt sie mich denn nun hier in Berlin brauchen? Antwort, einestheils weiß ichs auch nicht recht, anderntheils glaube ich, daß sie den Winter über einige große Concerte mit Hinzuziehung aller ihrer besten Mittel geben werden, und daß ich die dann, theils in der Kirche, theils im Saal dirigiren soll. Auch ob dies zu Stande kommt, scheint mir noch sehr die Frage; jedenfalls aber wird es das einzige sein, was meiner Meinung nach in dieser Zeit zu Stande kommen kann und wird. Aber die Eisenbahn wird zu Stande kommen und Ende dieses Monats schon

befahren werden; das ist das Beste. Ich habe das ganze Wesen dort eigentlich viel lieber, als Ihr alle wißt und als ich jemals sagen kann. Heute morgen dachte ich an das Orchesterständchen und daß ich doch eigentlich gar nicht einmal ordentlich gedankt habe für so etwas Liebes und Schönes. Da hab' ich ein Paar Zeilen an das Orchester aufgeschrieben und schick' sie Dir hiermit. Gib' sie ihnen, wenn Du denkst, daß sie meine wirklich herzliche Anhänglichkeit daraus besser sehen können, wie aus den confusen Worten jenes Abends. Nun will das Papier schließen. Leb' wohl! Schreibe mir sehr, sehr bald! sehr sehr viel. Ich bitte Dich vielmals! Grüße Deine Frau und Kinder von mir und den Meinigen. Sage den Schuncks hundert und zwanzig tausend Dinge und leb' wohl.

Dein

Felix Mendelssohn Bartholdy.

---

2.

Berlin, den 19ten December 1843.

Mein lieber Freund!

Gestern Abend wollte ich Dir für Deinen lieben Brief danken, da war ich so müde und so verdrießlich

und dachte vielleicht ist morgen ein lustigerer Tag, und ich kann besser schreiben. Heut früh kommt nun Dein zweiter Brief mit der Ernstischen Einlage, und nun muß ich doch wieder damit anfangen, mich zu schämen, daß ich erst eine Antwort anfange auf den zweiten Brief. Gestern war Taufe bei Dir, gestern Abend lernte ich Deinen Schwiegervater[5] kennen, gestern zankten sich X. und Y. so fürchterlich, daß man glaubte, sie würden sich bei den Köpfen kriegen, gestern spielte Zimmermann mit den Seinigen das C-dur-Quartett von Beethoven, gestern probirte die königliche Capelle die D-dur-Symphonie von Haydn — lauter Anlässe an Dich zu denken mit einem rechten Seufzer. Aber der Anlässe an Dich zu denken bedarf es nebenbei gar nicht; ich und die Meinigen thun es jeden Tag, bei jedem Anlaß und ohne Anlaß auch. Habe tausend Dank für Deinen schönen echt Davidschen Brief, den ich vielmal gelesen und (theilweise) vorgelesen habe, und willst Du mir eine rechte Freude machen, so schreibe mir bald und sehr oft wieder. Recht ausführlich mußt Du mir alles erzählen, was bei Euch vorgeht; ich erfahre für meinen Heißhunger darauf noch viel zu wenig. Schleinitz schreibt in mystischen

Worten „er überließe lieber Anderen", „er wisse nicht genug Specielles" ꝛc. ꝛc., und ich möchte womöglich von Allem hören, von jeder Debatte mit Demuth, jeder Concertprobe, jeder Gesellschaft ꝛc. An Stoff kanns Dir also nicht fehlen; an Zeit schon eher, aber bitte, nimm sie Dir und erfreue mich dadurch. Wie Euch unsere herzlichsten Glückwünsche gestern begleitet haben, das weißt Du wohl. Nachmittags, als ich wußte, jetzt fährt die blaue Kutsche, da wurde ich noch ganz apart melancholisch. Wer hat getauft und was wurde gegessen? Hat Julie meine Frau recht ordentlich vorgestellt?[6] Hat das Kind nicht geschrieen? Und grüß' Deine Frau sehr vielmal und sag' ihr, wie herzlich ich ihr zum gestrigen Tage und zu jedem, Glück und Gesundheit und alles Gute wünsche. Ehe ich über die Ernst-Erhardt'sche Sache[7] irgend einen Rath wissen kann, mußt Du sie mir ein bischen mehr erklären, und in jedem Falle wäre es gut, wenn Du (wie Ernst auch erwähnt) ihm Deinerseits auch ein Zeugniß gäbest; es würde auch für hier sehr vortheilhaft wirken, und so erwarte ich nun Deinen weiteren Bescheid.

Ja, nun muß ich mir Zeugnisse von Dir per Post

erbitten und damit renommiren! Es geht wie früher mit Hauser,[8] wo wir immer behaupteten, mit jedem Tage, daß wir von einander entfernt wären, wüchse unser Respect, und würde schließlich so ungeheuer groß, daß wir von Zeit zu Zeit zusammenkommen müßten, um ihn nur einigermaßen zu verkleinern. Auch aus diesem Grunde hoffe ich Dich recht bald wiederzusehen. Doch wird Dir Schleinitz gesagt haben, daß ich leider zum 11ten Januar nicht fortkann; am Ende wird auch der Sommernachtstraum ohne mich in Scene gegangen werden müssen; denn am 10ten Januar ist wieder Concert, bei dem ich nicht fehlen kann, und auf ein paar wenige Tage komme ich lieber nicht, sondern warte freie Wochen ab. Diese Concerte sind in vielen Beziehungen recht sehr zu loben, in manchen auch zu tadeln, es fehlt auch eine kleine Hauptsache, die hier ganz übersehen wird, von der ich mich aber nicht gern entwöhnen möchte: innere Frische und lebendige Begeisterung. Im feinsten, trockensten Stil wird gelebt, gehört, gespielt, ohne Vorwurf, jedoch auch ohne Freude. Das kann mir nicht sehr munden. Am guten Willen fehlt es nicht, aber an aller und jeder Grundlage, an ächtem Gefühl, an ächter Gesinnung. Dabei

ist denn doch der Mechanismus nicht auf die Höhe getrieben, wie bei den rechten Mechanikern in Paris, und was sie sich vom Conservatoriumsorchester träumen lassen, wird wohl für ewige Zeiten ein Traum bleiben. Aber das thäte mir am wenigsten leid, wenn sichs durch das ersetzte, was unsere deutschen Musiker von jenen so unendlich voraus haben, Du magsts Gründlichkeit, oder Ehrlichkeit, oder Musikgefühl, oder Gutmüthigkeit, oder Philisterei, oder wie Du willst nennen — aber da es an den beiden Endpunkten fehlt, so sitzen sie auch in dieser Beziehung, wie in so vielen anderen, zwischen zwei Stühlen; möchten französisch sein und können nicht, und sind nicht deutsch. Was mich am meisten freut, sind die Bässe, weil ich in der Beziehung nicht verwöhnt bin; die acht Celli und vier guten Contrabässe machen mir zuweilen viel Vergnügen mit ihrem dicken Ton. Neulich gab Molique[9] Concert, nachdem er für die Orchesterwittwen gespielt hatte; ich spielte die Beethovensche A-moll-Sonate mit ihm, glaubst Du nicht, daß ich da auch zuweilen Anlaß hatte, an Dich zu denken? Es war die schwächste Leistung, die ich von ihm gehört hatte, wie mir denn überhaupt seine ganze musikalische Natur nicht gerade

die liebste ist. Aber sonderbarerweise bin ich trotzdem gezwungen, als sein unglaublicher Lobredner und Enthusiast hier zu erscheinen; denn hier fingen sie an sich zu streiten, wer ein besserer Geiger sei: Riefstahl, Remmers[10] oder Molique, und fragten ihn: ob er auch selbst für sein Instrument componirt habe, und wußten mit einem Wort keine Silbe weiter von ihm, als daß er vor 20 Jahren einmal hier ein Concert gegeben habe. Das geht in allen Dingen durch. Dafür ists aber auch ergötzlich, ihn über Berlin jetzt raisonniren zu hören, während er mit ziemlichem Respect hergekommen war. Heut Abend spielt er Quartett bei mir, darauf bin ich nun neugierig, wie er heut Abend losziehen wird, denn der Scandal zwischen den Concertmeistern ist, wie ich höre, auf seiner Stube und seinetwegen entstanden. Was ist mir Hekuba? wirst Du sagen. Weß' das Herz voll ist aber, deß' geht der Mund über, und hier ist das Herz voll Zank und Streit, voll Klatscherei und Kleinigkeitskrämerei. — Nachdem ich Deinen Schwiegervater im Hotel du Nord verfehlt hatte und er mich in der Leipziger Straße, traf ich ihn gestern in Zimmermanns Quartett, und er war so freundlich an mich heranzukommen und

mir seinen Namen zu nennen, da ich ihn noch nicht kannte. Ich erzählte ihm von der gestrigen Taufe und er äußerte, er hätte sich wegen der ungünstigen Jahreszeit nicht entschließen können, jetzt schon herüberzufahren und so bei der Taufe gegenwärtig zu sein; doch habe er sich vorgenommen, sowie der Frühling herankäme, Leipzig zu besuchen. Ich will noch sehen, ihn heute zu treffen, um ihn zum Quartett für diesen Abend einzuladen. Das ist das erste Mal, daß wir hier zu Haus Musik machen; wir leben außerordentlich eingezogen, und es giebt wenig Orte, an denen ich mehr Zeit gelebt, wo mein Bekanntenkreis so klein ist, wie hier. Nächsten Sonntag ist nun zum ersten Male große Kirchenmusik, die aber aus kleinen Sachen besteht, nämlich aus einem achtstimmigen Psalm von mir ohne Orchester (composed expressly for this occasion), einem Chor aus dem Messias, und drei Chorälen mit „Posaunen ꝛc." Gerade so lautet die Bestimmung des Königs, über die früher so viel Noth war; da nun alle möglichen Blasinstrumente sein können, so habe ichs mir nach meiner Weise instrumentirt und es wird nun wohl auch bei Hoboen ꝛc. bleiben. So kommt man hier mit großen Schwierig-

keiten endlich soweit, wie anderswo mit gar keinen, und am Ende wird sich die große, vielbesprochene Kirchenmusik dahin verkleinern, daß sie zu einem Musikstück vor Anfang des Gottesdienstes zusammenschrumpft, und soweit seid Ihr schon seit langer Zeit. Leider, leider, sagst Du, (wenn nicht gerade Advent ist). Wie übrigens die Kammermusiker auf die Instrumentalstellen, und die Sänger auf die beim Chor, und Schlesinger auf den Verlag der etwa neu zu componirenden Stücke, und die Geistlichkeit auf die größere Gefülltheit der Kirche speculiren, und welch' ein großartiges Wurstgreifen in allen solchen Angelegenheiten hier herrscht, darüber will ich Dir Nachmittags beim Billard oder beim Spazierengehen, oder bei Schleinitz auf dem Sopha, oder an Deinem Pult, auf dem ein Stück vom successeur de M. Baillot[11] liegt, oder sonst wo es behaglich ist, recht schöne Wunderdinge erzählen Wären wir nur erst soweit! Daß wir uns bald wieder erzählen, wieder sprechen, wieder sehen und daß Du mir bis dahin gut bleibst, wie ich Dir mein Lebenlang, mit diesem Wunsche schließe ich den Plauderbrief.

Viele Grüße von meiner Frau an Dich und die Deinige, und von den Kindern an die Deinigen.

Immer Dein

Felix Mendelssohn Bartholdy.

P. S. Ich bitte Dich, diesen Brief in die Brockhaussche Zeitung nicht einrücken zu lassen.

---

## VIII. Vier Briefe an Erich Heinrich Verkenius[1] in Köln.

### 1.

Leipzig, d. 25. April 1841.

Lieber Herr Präsident,

Sie können sichs kaum denken, welche große herzliche Freude Sie mir durch Ihren Brief gemacht haben, und wie wohl mir zu Muthe wird, wenn ich Ihre wohlbekannte liebe Handschrift wieder einmal sehe. Die Nachrichten, die Sie mir über die manchen traurigen Vorfälle in Ihrem Familienleben sagen haben mich zwar sehr betrübt, doch hoffe ich zu Gott daß Ihre Gesundheit nach einer solchen Krisis sich ganz erholt und

wiederhergestellt haben möge, daß ich mir Sie wieder, wie sonst, frisch und thätig und lebenslustig denken kann, und daß auch bei Ihrer lieben Frau der Krankheitsanfall keine bösen Folgen zurückgelassen hat. Sagen Sie mir ja recht bald hierüber einige Worte; Sie wissen ja mit welcher Theilnahme ich näheren und so Gott will, besseren Nachrichten von Ihrem und der Ihrigen Wohlbefinden entgegensehe! Bei uns geht alles gut, dem Himmel sei Dank! Ich habe jetzt 3 Kinder, zwei Knaben von 3 $^1/_4$ und $^1{}_4$ Jahr, und ein Mädchen von anderthalb Jahren, und alle 3 und meine Frau sind so munter und gesund, daß ich mir zu meinem Glücke nichts als Fortdauer erbitten kann. Im vergangenen Herbst war ich sehr krank, der schlimmste Anfall den ich bis jetzt in meinem Leben gehabt hatte -- ein furchtbarer Andrang des Blutes nach dem Kopfe, der nach seiner Beseitigung mir 6 wochenlang Kopfschmerzen und eine Ermattung zurückließ, daß ich nicht allein stehn und gehn konnte. Das ist indeß alles wieder verschwunden, und wie ich hoffe spurlos; ich kann nach wie vor wieder tüchtig arbeiten, fühle mich gesund, und habe die mannichfachen Strapazen dieses turbulenten Winters mit weniger Ungemach

überstanden, als sonst wohl. — Das klingt ja schlimm, was Sie mir von dem Cölner Musikwesen, Musiktreiben und Musikfest schreiben. Ich hatte von Kreuzers [2] Leistungen eine größere Meinung als sie nach Ihren Worten sein müssen; indeß vielleicht zeigt er sich in der Folge besser, als bei dem ersten Auftreten, das denn doch in allen fremden Städten schwer ist, und bei dem er noch dazu von vornherein Opposition gefunden haben soll, wie mir Kufferath [3] sagte. Letzterer ist jetzt wohl schon bei Ihnen gewesen und hat Ihnen meine mündlichen Grüße überbracht? Wird denn die Beethovensche Symphonie und die Cherubinische Messe ganz gegeben? Das scheint mir bei den zwei anderen Stücken sehr lang, und doch kann von beiden unmöglich etwas ausgelassen werden; wie ists damit? Und ists wahr, was die Leute hier ganz bestimmt sagen, daß die Vollendung des Doms nun bestimmt beschlossen sei? [4]

Ich habe etwas auf dem Herzen, lieber Herr Präsident, das ich Sie fragen muß, ehe ich den Brief schließe, ja das ich Sie schon lange fragen wollte, ehe ich den Ihrigen erhielt. Sie haben mir damals, als ich unentschieden war, ob ich vom Rheine nach Leipzig ziehen sollte, einen Rath gegeben, den ich seitdem oft

gesegnet, dessen Folgen ich keinen Augenblick bereut habe. Damals lebte mein Vater noch, und dennoch hatte ich das Bedürfniß, Sie in einer mir so wichtigen Angelegenheit zu fragen; jetzt, wo sich eine ähnliche Ungewißheit wiederholt, und ich meinen Vater nicht mehr habe, kann ichs um so weniger lassen, Sie um ein Paar Worte, um Ihren Rath, und Ihre Ansicht zu bitten. Es thut mir so wohl, daß ich Sie darum bitten kann. Man hat mir im Laufe des Winters von Seiten des Königs die vortheilhaftesten und ehrenvollsten Anerbietungen nach Berlin, ganz unerwarteterweise gemacht. Da ich eine Abneigung gegen das Berliner Wesen und Treiben habe, [5] und mich nur schwer entschließen könnte, dahin zu gehen, so habe ich seitdem allerlei Schwierigkeiten dagegen erheben müssen, die man jedoch alle mit großer Zuvorkommenheit beseitigt hat. Man will mir es ganz überlassen mir selbst den Wirkungskreis zu bestimmen, den ich einnehmen soll; von vornherein hatte man mich, als Director der musikal. Klasse mit 3000 Thlr. Gehalt berufen, und mir einen längeren Urlaub angeboten. Die Schwierigkeiten, die ich erheben mußte bezogen sich auf die musikal. Klasse selbst, an deren Spitze

wie sie jetzt ist, man kaum dem Namen nach stehn möchte; deren vollkommne Umgestaltung eine an's Unmögliche gränzende Arbeit in Berlin sein würde. Man erwiederte, das alles solle sich machen, wie ich bestimmte; man wolle mich nur in Berlin haben; alles andre nach meinen Wünschen in jeder Beziehung einrichten. So steht die Sache nun; und ich werde binnen Kurzem auf einige Wochen nach Berlin gehn, um mich zu überzeugen, ob man mir nichts brieflich anders vorgestellt hat, als es wirklich ist. Wenn aber nicht, so entsteht für mich eben die Frage, über die ich so gern Ihren Rath wüßte. Ich habe hier in den ganzen 6 Jahren von meiner Stellung nicht den geringsten Verdruß gehabt; sie ist nicht ohne Einfluß für Deutschland, läßt mir freie Zeit, ich habe mit meines Gleichen als Directoren zu thun, und man ist mit mir immer zufrieden gewesen. Nach Berlin ginge ich nur mit großem Widerwillen, ich käme unter lauter Musiker mit denen ich mich fast in keinem Punct verständigen kann, die Kapelle ist verwildert, das allgemeine Musikwesen zerfahren und in Affectation aufgegangen, alle Künstler unter einander verfeindet; ich habe mit Hofmarschällen und vornehmen Leuten zu thun, und ob

sie es mir, und ich es ihnen recht machen werde, ist mindestens zweifelhaft. Dagegen ist die Stellung, der ganze Ruf allerdings glänzend; es sieht im Aeußerlichen wie ein Fortschritt aus, und meine Familie ist in Berlin, mit der ich so gern zusammenlebte, aber freilich nur wenn ich in meinem Berufe glücklich sein kann. Und kann ich das dort? Wie gerne früge ich Sie das alles mündlich! Aber da mirs versagt ist, nicht wahr so sagen Sie mir auch brieflich in einigen Worten Ihren väterlichen Rath über diese mir so wichtige Angelegenheit? (Adressiren Sie immer hierher.) Noch muß ich Sie bitten, die ganze Sache durchaus geheim zu halten, und keinem von dem zu sagen, was ich Ihnen darüber geschrieben. Ich weiß zwar, daß man hie und da davon gesprochen hat, ich habe es aber niemand als meinen allernächsten Freunden mitgetheilt, denen ich es nicht verschweigen durfte, und Sie erlauben mir es doch immer noch, daß ich Sie zu denen rechne? Wenn Sie nun meinen Wunsch erfüllen, und mir Ihre Ansicht der Sache sagen, so darf ich Sie wohl bitten, es recht bald zu thun? Mit vieler Erwartung sehe ich Ihren Worten entgegen und freue mich darüber und danke Ihnen dafür schon im Voraus. Sie fragen

nach meinen neueren Sachen: das Liebste davon ist mir der Lobgesang,[6] eine Symphonie-Cantate nach biblischen Worten, die ich Ihnen gar zu gerne einmal hier in Leipzig produciren möchte. Jetzt mach ich wieder eine Violoncellsonate,[7] die ich Ihnen schicken werde, sobald sie fertig ist, und eine Menge Lieder ohne und mit Worten sind wieder fertig. Aber ich muß schließen. Mit tausend, besten Wünschen und Grüßen an Ihre liebe Frau und die Familie Seydlitz[8] bin ich immer

Ihr ergebner

Felix Mendelssohn Bartholdy.

---

2.

Leipzig, d. 23. July 1841.

Lieber Herr Präsident

Wenig Tage nach Empfang Ihres lieben Briefs für den ich noch vielmal und herzlich zu danken habe, mußte ich nach Berlin gehen, wie Sie wissen, und da Sie so freundlich und mir so recht aus der Seele über diese meine Angelegenheit gesprochen hatten, so nahm

ich mir gleich vor Ihnen wieder zu schreiben sobald und wie sie entschieden wäre. Bei meinem Berliner Aufenthalt fand ich den dortigen Musikzustand noch schlimmer, als ich gedacht hatte, lauter geschärfte verfeinerte Urtheiler, aber fast nicht ein guter tüchtiger Musiker, der Musik machen kann und will; daß meine ursprüngliche Abneigung dadurch noch zunahm werden Sie sich wohl denken, und ich weiß mich kaum 3 verwirrterer, verdrießlicherer Wochen zu erinnern, als diese waren. Man kam mir von allen Seiten mit der größten, oft mit unverdienter Bereitwilligkeit entgegen, wollte alle meine Wünsche erfüllen; aber ich hatte keine Wünsche für mich persönlich, desto mehr für die Sache, und man schien nur auf die ersteren bedacht zu sein. Dennoch konnte ich nicht alles abbrechen und zurückweisen, eben weil des guten freundlichen Willens wirklich zu viel gewesen war, und so kam ich auf den Einfall das nächste Jahr für das ich mir bei der hiesigen Concertdirection schon einen Urlaub ausgewirkt hatte um wieder einmal einen Winter in Rom zuzubringen, statt in Italien in Berlin zu sein, dort auch meinerseits Bereitwilligkeit an den Tag zu legen, und bei den mannichfachen dortigen Plänen mit

einiger prosaisch praktischen Wahrheit mitzuhelfen, oder wenigstens Schaden möglichst abzuwenden. Es sind dieser Pläne so viel, daß ich fürchte, kein einziger rückt seiner Ausführung jemals nur einen Schritt näher; viele dortige sind andrer Meinung, ich glaube aber nicht mich zu irren. Ist das der Fall so gehe ich nach Verlauf des Jahres wieder hierher zurück, wo mir es zeither so trefflich gegangen ist, wo ich nicht einen Grund zur Klage gehabt habe, und wo ich oft in einem Winter mehr und bessere Musik gehört und mitgemacht habe, als dort in 10 Jahren gehört und gemacht werden kann. Alles dies wie natürlich unter uns, lieber Herr Präsident. Ich gehe mit recht schwerem Herzen fort, und möchte ich wär schon wieder hier. Daß die Mutter und Geschwister bei alle dem der Hauptbeweggrund meines Hingehens sind, brauch ich Ihnen nicht erst zu sagen; ohne die wäre mirs rein unmöglich.

Lassen Sie mich doch recht, recht bald etwas Tröstliches über Ihre Gesundheit hören. Ihr letzter Brief klang in dieser Hinsicht nicht so heiter, wie ich gewünscht hätte, und Conradin Kreutzer, der seitdem hier war, sprach auch von einer immer noch fortdauernden Un=

päßlichkeit an der Sie zu leiden hätten. Bitte sagen Sie mir sobald es nur immer möglich ist, wie es damit steht, und lassen Sie mich hoffen, daß jeder Grund zur Klage beseitigt ist, indem ich dies schreibe!

Ziemlich fleißig bin ich in der letzten Zeit gewesen, und habe außer einem größeren Psalm[9] der nächstens erscheint und einigen andern Vocal-Sachen mich auf einmal mit Wuth aufs Variazionenmachen geworfen, das ich bis dahin ganz vernachläßigt hatte. 18 Stück auf einmal wurden neulich componirt,[10] und sollen in einem Wiener Album, das zu Beethovens Monument-Casse herauskommt, erscheinen; seitdem habe ich schon wieder 6 neue gemacht; alle sehr ernsthaft; aber ich kann mich aus der bequemen Schreibart gar nicht wieder herausgewöhnen. Sobald jener Psalm kommt erlaube ich mir Ihnen die Partitur zu schicken.

Nächsten Donnerstag gehe ich nun mit Frau und Kindern nach Berlin, und hoffe dort baldige und gute Nachrichten von Ihnen zu erhalten. Meine Adresse ist Leipziger Straße Nr. 3. Ach, wenn Sie sie nur recht oft benutzten!

Nun leben Sie wohl lieber Herr Präsident. Herz-

liche Grüße an Ihre Frau, und an das Seydlitzsche Ehepaar. Gott gebe Ihnen so viel Gesundheit, Glück und frohes Leben wie ich Ihnen von Herzen wünsche, und mögen Sie mir auch stets ein gutes Andenken erhalten und mir ein wenig gut bleiben!

Stets Ihr treuer

Felix Mendelssohn Bartholdy.

---

3.

Berlin, d. 14. August 1841.

Lieber verehrter Herr Präsident

So sehr ich mich freute als ich auf der Adresse Ihres gestrigen Briefes die liebe wohlbekannte Handschrift sah, so tief betrübt wurde ich durch den ernsten, wehmütigen Ton Ihrer Worte, und ich kann Ihnen nicht sagen wie mich die Nachricht von der Fortdauer Ihrer Krankheit erschreckt und bekümmert. Oft ist es freilich der Fall, daß in Augenblicken des Uebelbefindens einem alles wie mit einem schwarzen Schleier zugedeckt ist, daß die Krankheit nicht blos den Körper sondern Geist und Gedanken mit in ihren Bereich zieht

(so geht mir's immer wenn ich unpäßlich oder krank bin) und daß dann mit der eintretenden Genesung auch die trüben Bilder verscheucht sind. Gebe doch Gott, daß dies bei Ihnen der Fall sein möge, und zwar recht, recht bald; doch sind jene trüben Momente darum nicht weniger beängstigend in der Gegenwart, wenn sie auch schnell vergehen und dann vergessen sind. Könnte ich doch nur irgend etwas thun um sie Ihnen zu erheitern oder zu vertreiben! Da empfindet man erst die Entfernung doppelt schmerzlich, wenn so herzlich geliebte und verehrte Freunde zu leiden haben, und wenn man sein Leben abgesondert fortleben muß, statt ihnen nahe zu sein und mitzuleiden, wenn man auch nicht helfen und erleichtern kann. Sie sagen, daß Ihnen meine Briefe nicht unangenehm sind, ich werde deshalb recht oft schreiben, lassen Sie mich wissen, wenn es zu oft werden sollte; und der Himmel gebe daß ich bald erfreuliche Nachrichten über Ihre Genesung von Ihnen selbst oder von einem der Ihrigen als Erwiederung erfahre! Ich bitte Sie, nicht mir selbst auf diesen und spätere ähnliche Briefe zu antworten, aber wie gesagt vielleicht erweist mir einer der Ihrigen dann und wann diese Freundschaft.

Seit 14 Tagen bin ich nun mit meiner Familie hier und lebe wieder mit der Mutter und den Geschwistern, in demselben Hause aus welchem ich vor 12 Jahren mit schwerem Herzen zog.[11] Desto sonderbarer ist es mir, daß ich mich trotz der Freude mit Mutter und Geschwistern zu sein, trotz aller Vorzüge und froher Erinnerungen kaum an irgend einem Orte Deutschlands so wenig zu Haus fühlen kann, als hier. Der Grund mag darin liegen, daß alle Ursachen welche mir es damals unmöglich machten meine Laufbahn hier zu beginnen und zu erweitern, welche mich also von hier forttrieben, nach wie vor noch bestehen, und leider auch wohl für ewige Zeiten bestehen werden: dieselbe Zersplitterung aller Kräfte und aller Leute, dasselbe praktische aber unpoetische Streben nach äußerlichen Resultaten, derselbe Überfluß an Erkenntniß, derselbe Mangel an Production und Mangel an Natur, dasselbe ungroßmüthige Zurückbleiben in Fortschritt und Entwickelung, wodurch beide freilich viel sicherer, gefahrloser werden, wodurch ihnen aber auch alles Verdienstliche, Belebende geraubt wird. Ich glaube, daß sich diese Eigenschaften in allen Dingen hier wieder finden werden, in den musikalischen ist es ohne Zweifel

der Fall. Der König [12] scheint den besten Willen zu haben dies alles zu verändern und zu verbessern; wenn er aber diesen Willen unerschütterlich eine lange Reihe von Jahren festhält, wenn er lauter Leute findet, die denselben Willen haben und unermüdlich daran arbeiten: auch dann sind Resultate, erfreuliche Erscheinungen erst *nach* dieser Reihe von Jahren zu erwarten, wie mir scheint, und beide verlangt man hier zu allererst. Als ob der Boden erst wieder umgeackert, ganz aufgewühlt werden müßte um Früchte zu tragen, so scheint mir's hier; wenigstens in meinem Fache. Das Orchester ist musikalisch und moralisch (was Subordination; künstlerische Begeisterung und eigne Ambition betrifft) in einem entsetzlich verwilderten Zustande; die Musiker jeder für sich, nicht je zwei mit einander übereinstimmend, die Liebhaber in tausend kleinen Kreisen vertheilt und verschwunden, dabei ist alle Musik die man hört allerhöchstens mittelmäßig, nur die Kritik scharf, genau und wohl ausgebildet. — Das scheinen mir für die nächste Zeit keine guten Aussichten, und jenes von Grund aus Aufwühlen ist meine Sache nicht, denn mir fehlt es an Talent und an Lust dazu. So erwarte ich, was man von mir verlangt, und das be-

schränkt sich wahrscheinlich blos auf eine Anzahl Concerte, die die Akademie der Künste den nächsten Winter geben und die ich dann dirigiren soll. Hierüber und über die speciell musikalischen Mittel dazu schreibe ich in meinen nächsten Brief, und bitte nur alle diese Mittheilungen als confidentielle anzusehen, denn einem Andern, als Ihnen würde ich sie nicht machen dürfen, lieber Herr Präsident. Nun für heut nur noch ein Lebewohl und gebe der Himmel, daß ich bald, bald über Ihr Wohlbefinden beruhigt werden, und Sie in Heiterkeit und Gesundheit wiedersehen möge! Gott gebe das!

Immer Ihr treuer
Felix Mendelssohn Bartholdy.

4.

Berlin, d. 23. August 1841.

Lieber Herr Präsident

Sie sehen, daß ich mir Ihre Erlaubniß zu Nutze mache und fleißig schreiben will, wird es Ihnen zu viel so lesen Sie es nicht oder lassen mich es wissen. Gebe nur Gott, daß ich von Ihrer wiederkehrenden

Gesundheit bald frohe Nachricht vernehmen möge! Daran denke ich alle Tage, das wünsche ich alle Tage.

In meinem vorigen Briefe versprach ich Ihnen einige Details über das hiesige Musikwesen, so weit es mir bis jetzt bekannt geworden. Leider ist darüber wenig Erfreuliches zu melden. Wie überall so sind es hier hauptsächlich die Directionen, die dafür verantwortlich sein mögen; indeß gehen diese doch auch wieder mehr oder weniger aus dem Publicum hervor, und so kann ich die Sonderung eigentlich nicht machen, die den Berlinern so geläufig ist, welche auf alle Directionen, musikalische und andre, schimpfen und schelten, und es doch gern beim Alten bleiben sehen. Der ganze Sinn der Musiker wie der Dilettanten ist zu wenig aufs Praktische gerichtet; sie musiciren eigentlich meist um vorher und nachher darüber reden zu können, und da kommen die Reden besser und klüger, aber die Musik mangelhafter heraus, als an den meisten andern deutschen Orten. Nun ist ja zum Unglück über Musik und deren Mangelhaftigkeit so wenig zu reden; nur fühlen und besser machen giebt es da; also weiß ich auch nicht, wie es damit je anders werden soll.

Beim Orchester (so gute Mitglieder die Einzelnen sind) ist das alles leider zu sehen. Ich habe in Opern und Symphonieen solche Schnitzer, solche Tactfehler fortwährend machen hören, daß dergleichen nur bei der größten Gedankenlosigkeit möglich ist. Die Leute sind Königliche Beamte, sind nicht zur Rechenschaft zu ziehen und inamovibel, und kommt es nachher zur Sprache, so beweiset man Ihnen, daß es eigentlich gar keinen Tact giebt, oder geben solle, was weiß ich; aber item es geht schlecht. Ich habe mein Trio [13] 10 — 12 mal hier gespielt; jedesmal kamen dergleichen Tactfehler dergleichen Nachlässigkeit-Schnitzer in der Begleitung vor, obgleich es die ersten hiesigen Künstler waren, die mit mir spielten. So ist das ganze Orchester eigentlich von Grund aus demoralisirt, und diese Schuld trifft allerdings größtentheils Spontini, [14] der seit so langer Zeit an der Spitze stand, und die vielen braven Musiker, die darin sind, eher gedrückt als erhoben und hinaufgeschwungen hat. Er ist jetzt, wie Sie wissen, mit dem Publicum, dem König, und dem Theater zerfallen; aber ob er von hier fortgeht, ist die Frage und ich bezweifle daß er es thut, und daß man in diesem Falle eine Verbesserung vornimmt,

denn es ist alles zu tief verfahren, zu sehr verwirrt, und Jahre gehören dazu es wieder zu entwirren und wieder auf guten Weg zu bringen. Für den Fall, daß Spontini ginge (und wie gesagt ist selbst dies höchst unwahrscheinlich) hat man Meyerbeer [15] Anträge gemacht, der sie jedoch gleich und unbedingt abgelehnt hat; ich habe aus den Gründen, die ich Ihnen heut und früher schrieb, dasselbe gethan; man will nun den hiesigen Componisten Taubert [16] nach und nach heranziehen; aber auch der hat nicht das nöthige Zeug, um alles das wieder in Schick zu bringen. Spohr [17] wäre nach meiner Überzeugung der einzige Mann, der helfen könnte; aber eben deshalb wird er gewiß nicht genommen werden; es sprechen wieder zu viele mit, und wollen alles zu idealisch schön haben; daraus folgt die Mittelmäßigkeit.

Noch schlimmer sieht es fast mit dem Dilettantenwesen aus. Ihr Haupt-Organ und Institut ist die Sing-Akademie, und dort glaubt wieder ein Jedes den Director weit übersehen zu können, und allerdings ist der auch kein ausgezeichneter Musiker. [18] Aber wüßten sie wirklich alle recht, wie es sein soll so würden sie besser zusammen singen, es möchte dirigirt werden wie wollte, so würden die falschen Noten, die

Tactfehler verschwinden, und die verschwinden gar nicht. So kommt auch hier wieder das Meiste auf Gespräch hinaus.

Neulich hörte ich die Pasta[19] in der Semiramide. Sie singt jetzt, namentlich in den Mitteltönen so fürchterlich falsch, daß es eine wahre Qual ist; dabei sind natürlich die herrlichen Spuren ihres großen Talentes, die Züge die eine Sängerinn ersten Ranges verrathen oft unverkennbar. In einer andern Stadt würde man das schreckliche Detoniren erst empfunden, und nachher überlegt haben, daß dies die große Künstlerinn sei; hier sagte sich ein jeder vorher: dies sei die Pasta, sie sei alt, sie könne daher nicht mehr rein singen, man müsse also davon abstrahiren. So würde man sie anderswo vielleicht ungerechterweise herabgewürdigt haben, hier war man ungerechterweise entzückt, und zwar mit voller Reflexion, mit Bewußtsein des Drüberstehens entzückt. Das ist ein schlimmes Entzücken.

O weh, wie hypochondrisch ist der Brief geworden! Ich sollte Ihnen vielmehr Lustiges schreiben, um Sie aufzuheitern. Das nächstemal will ich denn versuchen, eine etwas rosenfarbigere Seite herauszufinden, ver-

zeihen Sie heut die schwarzbraune. Hoffentlich höre ich bald etwas über Ihren Gesundheitzustand; ist's auch nicht von Ihnen selbst, wenn Sie das Schreiben angreift, doch von einem der Ihrigen; und hoffentlich sind es gute, erwünschte Nachrichten, die ich dann erhalte. — Leben Sie wohl, lieber Herr Präsident. Mit tausend Grüßen an die Ihrigen, und mit den herzlichsten innigsten Wünschen für Ihre Genesung bin ich stets

Ihr Sie liebender
Felix Mendelssohn Bartholdy.

## IX. Drei Familienbriefe.

### 1. An die Eltern.

Rom,[1] den 6. Juni 1831.

Liebe Eltern!

Nun ist's mal wieder Zeit, daß ich Euch einen ordentlichen vernünftigen Brief schreibe; ich glaube, daß alle die aus Neapel eigentlich nichts recht getaugt haben. Es ist als wolle Einen die Luft da nicht

zum Nachdenken kommen lassen; wenigstens ist es mir nur sehr selten gelungen, mich dort zu sammeln. Jetzt bin ich aber kaum ein paar Stunden wieder hier, und das alte römische Behagen und die heitere Ernsthaftigkeit, von der ich Euch in meinen ersten Briefen aus Rom schrieb, haben sich schon wieder ganz über mich ausgebreitet. Ich kann nicht sagen, wie ungleich mehr ich Rom liebe, als Neapel. Die Leute sagen, Rom sei monoton, einfarbig, traurig und einsam; es ist auch wahr, daß Neapel mehr wie eine große europäische Stadt ist, lebendiger, verschiedenartiger, kosmopolitischer. Ich sage Euch aber im Vertrauen, daß ich nach und nach auf das Kosmopolitische einen ganz besonderen Haß bekomme; — ich mag es nicht, wie ich überhaupt Vielseitigkeit nicht recht mag oder eigentlich nicht recht daran glaube. Was eigenthümlich und schön und groß sein soll, das muß einseitig sein, wenn diese eine Seite nur zur größten Vollkommenheit ausgebildet ist: — und das kann kein Mensch Rom abstreiten. Um als große Stadt eigenthümlich zu sein, dazu scheint mir Neapel zu klein. Das ganze Leben und Treiben beschränkt sich auf zwei große Straßen: den Toledo und die Küste vom Hafen bis zur Chiaja.

Die Idee eines Mittelpunktes für ein großes Volk, die London so wunderbar schön macht, giebt mir Neapel nicht, und zwar, weil eben das Volk fehlt; denn die Fischer und Lazzaroni kann ich kein Volk nennen. Sie sind mehr wie Wilde, und ihr Mittelpunkt ist nicht Neapel, sondern das Meer. Die Mittelclassen, die gewerbetreibenden, arbeitenden Bürger, die in den andern großen Städten die Grundlage bilden, sind hier ganz untergeordnet; man möchte sagen, es fehlt ganz daran. Das ist es, was mir eigentlich den Aufenthalt in Neapel selbst oft verdrießlich gemacht hat, so sehr ich die Umgebung liebe und genossen habe; und wie mir das immer von Neuem vor die Augen trat, so glaube ich am Ende sogar an mir selbst den Grund davon erfahren zu haben. Ich kann nicht sagen, daß ich eigentlich unwohl war in dem fortwährenden Sciroccowetter; aber es war unangenehmer, als eine Unpäßlichkeit, die in ein paar Tagen vorübergeht. Ich fühlte mich schlaff, unlustig zu allem Ernsthaften: kurz, unthätig. Wie ich denn nun tagelang mit mürrischem Gesichte die Straße auf und ab schlenderte und mich am liebsten eigentlich auf die Erde gelegt hätte, ohne irgend etwas zu denken, zu wollen, zu thun, — da

fiel mir auf einmal ein, daß die Hauptclassen von Neapel am Ende wirklich so lebten, und daß also der Grund zu meinem Mißbehagen nicht, wie ich fürchtete, in mir, sondern im Ganzen, — in Luft, Klima u. s. w. liegen möchte. Das Klima ist für einen großen Herrn eingerichtet, der spät aufsteht, nie zu Fuß zu gehen braucht, nichts denkt (weil das erhitzt), Nachmittags seine paar Stunden auf dem Sopha schläft, dann sein Eis ißt und Nachts in's Theater fährt, wo er wieder nichts zu denken findet, sondern da Besuche machen und empfangen kann. Auf der andern Seite ist das Klima wieder eben so passend für einen Kerl im Hemde mit nackten Beinen und Armen, der sich ebenfalls nicht zu bewegen braucht, — sich ein paar Gran erbettelt, wenn er einmal nichts zu leben hat, — Nachmittags sein Schläfchen macht auf der Erde, am Hafen oder auf dem Steinpflaster (die Fußgänger steigen über ihn weg oder schieben ihn aus dem Wege, wenn er gerade in der Mitte liegt), der dann sich seine frutti di mare etwa selbst aus dem Meere heraufholt, dann da schläft, wo er Abends zuletzt hinkommt, — kurz, der in jedem Augenblicke das thut, was ihm gerade gemüthlich ist, wie ein Thier. Das

sind denn nun auch die beiden Hauptclassen in Neapel. Bei weitem der größte Theil der Bevölkerung des Toledo besteht aus zierlich geputzten Herren und Damen oder schönen Carossen, in denen sich Mann und Frau einander spazieren fahren, oder aus diesen braunen Sans-culottes, die 'mal Fische zum Verkauf tragen und gräßlich dazu brüllen oder Last tragen, wenn es an Gelde fehlt. Leute aber, die eine fortgesetzte Beschäftigung haben, — irgend eine Sache mit Fleiß und Beharrlichkeit verfolgen und ausbilden, — die Arbeit um der Arbeit willen lieben, giebt es nur wenige, glaube ich. — Goethe sagt, das sei der Jammer des Nordens, daß man dort immer etwas thun wolle und immer nach etwas strebe, und giebt einem Italiener Recht, der ihm räth, er solle nicht so viel denken: — das mache nur Kopfschmerzen. Es muß aber wohl sein Spaß sein; wenigstens hat er nicht danach gehandelt, sondern eben recht wie ein Nordländer. Will er aber damit nur sagen, daß die verschiedenen Charaktere in der Natur begründet seien und von ihr abhängen, so hat er natürlich Recht, das versteht sich. Ich kann auch wohl einsehen, wie das Alles so sein muß, und warum die Wölfe heulen; aber man braucht

darum doch nicht mit ihnen zu heulen; das Sprüchwort sollte gerade umgekehrt sein. Die Leute nun, die ihrer Lage nach arbeiten und also auch denken und thätig sein müssen, die behandeln das Ding wie ein nothwendiges Übel, das ihnen Geld verschafft, und wenn sie es haben, leben sie wie die großen oder wie die nackten Herren. Daher ist kein Laden, wo man nicht betrogen würde. Einheimische, die viele Jahre lang dort Kunden sind, müssen ebenso handeln und auf ihrer Hut sein, wie Fremde; und einer meiner Bekannten, der funfzehn Jahre aus einem Laden kaufte, erzählte mir, wie seit funfzehn Jahren immer derselbe Kampf um ein paar Scudi sei, und wie nichts ihm dagegen helfe. Daher eben giebt es so wenig Industrie und Concurrenz; daher macht Donizetti eine Oper in zehn Tagen fertig; sie wird ausgezischt, aber das thut gar nichts; denn er bekommt dafür bezahlt und kann wieder spazieren gehen. Sollte aber seine Reputation endlich gefährdet werden, so würde er wieder zuviel arbeiten müssen, und das wäre unbequem. Darum schreibt er einmal eine Oper in drei Wochen, giebt sich zu ein paar Stückchen Mühe, damit sie recht gefallen, und kann dann wieder eine Weile spazieren

gehen und schlecht schreiben! So malen ihre Maler die unglaublich schlechten Bilder, die noch weit unter der Musik stehen. So bauen die Architekten die abgeschmacktesten Gebäude (unter andern eine Nachahmung von St. Peter im Kleinen im chinesischen Geschmack). Alles das ist aber einerlei; die Bilder sind bunt, die Musik macht Lärm, die Gebäude geben Schatten — mehr will der neapolitanische Große nicht davon. — Wie mir denn nun körperlich ebenso zu Muthe wurde, wie ihnen, wie mich Alles eigentlich zum Faulsein, Spazierengehen und Schlafen antrieb, und wie ich mir innerlich doch immer sagen mußte, das sei unrecht, und versuchte, mich zu beschäftigen und zu arbeiten, was wieder nicht gehen wollte, so entstand die Verdrießlichkeit, in der ich mehrere Briefe an Euch geschrieben habe, und ich konnte ihr nur ausweichen, indem ich mich in den Bergen umhertrieb, wo es gar zu göttlich schön ist, und wo jedem Menschen heiter und dankbar zu Muthe werden muß. Ich habe übrigens nicht versäumt, die Musiker kennen zu lernen, die dort sind; wir haben auch Musik zusammen gemacht; aber ich habe mich über ihre großen Lobeserhebungen nicht freuen können. Die Fodor[2] ist bis

jetzt die einzige Künstlerin oder vielmehr der einzige Künstler, den ich in Italien getroffen habe; anderswo hätte ich vielleicht Vieles an ihrem Gesange auszusetzen; aber das überhörte ich Alles, weil es doch wirklich Musik ist, wie sie singt, und das thut einem Menschen nach langer Pause gar zu wohl. Nun bin ich aber wieder im alten Rom; da ist ein ander Leben; täglich sind Processionen, weil vorige Woche Corpus domini war; — und wie ich die Stadt in der Nachfeier der heiligen Woche verließ, so finde ich sie in der Nachfeier des Frohnleichnamstages wieder. Es machte mir einen sonderbaren Eindruck, daß Alles auf den Straßen in der Zwischenzeit so sommerlich geworden war; überall Buden mit Citronen und Eiswasser; alle Leute in leichten Kleidern; die Fenster offen und die Jalousien geschlossen; vor den Kaffeehäusern sitzt man auf der Straße und ißt Gelato's in Masse; der Corso wimmelt von Equipagen; denn nun wird wenig zu Fuß gegangen, und obwohl ich eigentlich keinen Freund und keinen nahestehenden Menschen vermisse, so wurde mir doch ganz weich, als ich den spanischen Platz wieder sah und die alten, wohlbekannten Straßennamen an den Ecken. Etwa eine Woche bleibe ich

nun hier, und dann geht es nordwärts. Donnerstag soll die Infiorata sein; doch ist es noch nicht bestimmt, ob sie stattfindet, weil man Revolutionen fürchtet; ich hoff' es aber. Bei der Gelegenheit würde ich noch das Gebirge sehen und dann abreisen. Eure Briefe bitte ich noch nach Mailand zu adressiren, an das Albergo Reichmann, wo ich schon Nachricht gegeben habe, daß man mir alles sicher aufhebt, oder wenn es Euch besser scheint, an Miraband & Co. für die mein Creditiv von Arnstein & Eskeles lautet; ich denke dort etwa in 4—6 Wochen einzutreffen, gehe von hier über Perugia nach Florenz und dann wahrscheinlich über Pisa nach Genua; die Reise nach Nizza scheint mir nach genauer Überlegung etwas toll und out of the way zu sein, wahrscheinlich werde ich sie also unterlassen. Wünscht mir denn also wieder einmal glückliche Reise, denn nun geht die Fahrt wieder los. Heut vor einem Jahre kam ich in München an, hörte „Fidelio" und schrieb Euch; seitdem haben wir uns nicht gesehen; so Gott will, möge es nicht wieder so lange dauern.

Felix.

## 2. An die Familie.

Münchener Bürgerbrief. München, 6. Oktober 1831.

Das ist ein prächtiges Gefühl, wenn man des Morgens aufwacht und ein großes Stück Allegro zu instrumentiren hat mit mannigfaltigen Hoboen und Trompeten und draußen dazu das heiterste Wetter, das einen frischen, weiten Spaziergang Nachmittags verspricht. So hab ich es nun schon eine Woche lang gehabt; der freundliche Eindruck, den mir München das erstemal machte,[3] ist mir diesmal noch sehr erhöht und ich wüßte keinen Ort, wo mir so behaglich und bürgerlich zu Mute wäre, wie hier. Vornehmlich ist es aber gar zu angenehm unter lauter heiteren Gesichtern zu leben und selbst eins mit zu machen und alle Menschen auf der Straße zu kennen. Dazu haben mich die Leute hier lieb und verhätscheln mich etwas und es thut auch wohl nach langer Zeit seine Freunde unverändert eben so freundlich wieder zu finden. Nun habe ich mein Concert, das mir alle Hände voll zu thun giebt, meine Bekannten, die mich alle Augenblick im Arbeiten stören, das schöne Wetter, das Einen zum Ausgehen verlockt, die Copisten, die Einen wieder

zum Zuhausebleiben nötigen, — das alles macht das angenehmste, bewegteste Leben aus. Mein Concert hat müssen verschoben werden, des Oktoberfestes wegen, das nächsten Sonntag anfängt und die ganze nächste Woche dauert; es ist da jeden Abend Theater und Ball, an kein Orchester und keinen Saal zu denken. Aber Montag, den 17ten Abends $^1/_2$ 7 Uhr, denkt an mich; da geht es los mit 30 Geigen und doppelten Blasinstrumenten; die cmoll Sinfonie[4] macht den Anfang und der 2te Theil fängt mit dem Sommernachtstraum an, der erste Theil schließt mit meinem neuen gmoll Concert und zum Schluß des zweiten muß ich leider phantasiren, das thue ich, glaube mir, nicht gerne, aber die Leute bestehen darauf, obwohl ich es noch nicht gewohnt bin. Der faule Bärmann[5] hat sich entschlossen wieder zu spielen, Breiting,[6] die Vial, Loehle, Bayer und Pellegrini heißen die Sänger, die ein Ensemblestück ausführen; Preis für Kinder die Hälfte; Schauplatz im großen Odeonsaal, zum Besten der Münchener Armenpflegerschaft, der Magistrat fordert das Orchester und mein Bürgermeister von Klar die Sänger einzeln auf, so verspreche ich mir, so Gott will, einen frohen Abend. Jeden Morgen

habe ich nun dafür zu schreiben, zu corrigiren, zu instrumentiren, so wird es 1 Uhr, da geh' ich nach der Kaufingergaß' in Scheidels Kaffeehaus, wo ich alle Gesichter schon auswendig kenne und alle Leute jeden Tag in derselben Stellung finde, 2 Schach spielend, 3 zusehend, 5 Zeitung lesend, 6 zu Mittag essend und ich bin der siebente. Nach Tisch kommt dann gewöhnlich Bärmann, holt mich ob, wir machen Concertgänge miteinander, oder gehen spazieren zu einem Bier und Käse, dann geht es wieder zu Hause und wird gearbeitet; Abends habe ich diesmal zwar durchaus alle Gesellschaften abgelehnt, habe aber doch so viele angenehme Häuser wo ich uneingeladen hinkomme, daß ich selten bis nach 8 in meiner Parterrestube Licht habe. Ich wohne nämlich sehr ebener Erde, in einem Zimmer das sonst ein Laden war, so daß ich mit einem Schritt mitten auf der Straße bin, wenn ich die Fensterladen an der Hausthüre aufriegeln will. Wer gerade vorbei kommt, kuckt ins Fenster hinein und sagt Guten Morgen. Neben mir wohnt ein Grieche, der Klavier lernt, der ist gräßlich; aber die Wirthstochter, die sehr schlank ist und ein silbernes Ringelhäubchen trägt, ist desto hübscher. Alle Woche

dreimal Nachmittags um 4 Uhr ist Musik bei mir; da kommen nämlich Bärmann, Bierbruder Breiting, der vernünftige Herr Staudacher, der junge Poißl u. m. a. zu mir und machen einen musikalischen Picknicke; ich lerne dabei die Opern kennen, die ich bisher unverzeihlicher Weise nicht gehört noch gesehen habe, wie Lodoiska, Faniska, Medea, auch Preciosa, Abu Hassan etc., die Partituren leiht das Theater. Am Mittwoch Abend aber, da hatten wir einen großen Witz, es waren mehrere Wetten verloren worden, die von uns allen mitgenossen werden sollten, und von Vorschlag zu Vorschlag kamen wir endlich dahin, eine musikalische soirée auf meinem Zimmer zu geben und alle Honoratioren dazu einzuladen. So wurde es eine Liste von gegen 30 Personen, diverse kamen noch uneingeladen und ließen sich vorstellen. An Platz fehlte es sehr, wir wollten sogar erst einige Leute auf's Bett placiren, indessen gingen viel geduldige Schafe in mein kleines Zimmer hinein, das Ding war ungaublich animirt und gelungen. Auch Franz Elsholz [7] war da, süß wie nie, schmelzend vor Wonne, Dichterglut und grauen Strümpfen, kurz unnachahmlich langweilig, von Respectspersonen gab es Kerstorf, Pappenheimer,

Cornelius, Graf Seinsheim (der Präsident des Isarkreises) Director Morigotti, (eine Art J. P. Schmidt) der Baron Poißl u. s. w. Erst spielte ich mein altes h moll Quartett, [8] dann sang Breiting Adelaïde, dann spielte Herr Stern aus Berlin Violinvariationen, (blamierte sich aber verflucht) dann spielte Bärmann das erste Quartett von Beethoven, (f dur) das er für 2 Clarinetten, Bassethorn und Fagott arrangirt hatte, dann kam eine Arie aus Euryanthe, die wurde wüthend da Capo gerufen und zum Schluß mußte ich phantasiren, wollte nicht, sie machten aber solch' furchtbares Gebrüll, daß ich nolens heran mußte, obwohl ich nichts im Kopf hatte, als Weingläser, Stühle und kalten Braten und Schinken. Nebenan bei meinen Wirtsleuten saßen Cornelius Damen um zuzuhören, im ersten Stock machten Schauroths eine Visite aus demselben Grunde und auch auf der Straße und auf dem Flur standen Leute; dazu die Hitze im gedrängten Zimmer, der rasende Lärm, die bunte Gesellschaft durcheinander und wie es nun endlich zum Butterbrod und Trinken kam, da wurde es erst sehr toll; alle möglichen Brüderschaften wurden getrunken und Gesundheiten ausgebracht, die Respects-

personen saßen mitten im Schwarm und ließen sichs wohl sein, mit ihren ernsthaften Gesichtern; wir gingen erst um $^1/_2$ 2 nach Mitternacht auseinander. Den folgenden Abend kam das wahre Gegenstück, da mußte ich vor der Königin Karoline und ihrem Hofstaat, der Herzogin Max, der Prinzessin Marie und wie sie alle heißen, spielen; da war alles sittsam und geschniegelt und glatt, mit jedem Ellbogen stieß man an eine Excellenz, ich zählte mehr Orden als Menschen, die schönsten, schmeichelhaftesten Redensarten flogen im Zimmer umher und ich, der roturier, mitten darunter, mit meinem bürgerlichen Herzen und meinem Katzenjammer. Ich biß mich aber heraus so gut ich konnte, mußte am Ende auf königliche Themas phantasiren und wurde gewaltig gepriesen. Am meisten gefiel es mir, daß die Königin nach der Phantasie mir sagte: „das wäre ja sonderbar, ich risse einen ordentlich mit fort und man könnte bei der Musik ja an nichts anderes denken"; worauf ich um Entschuldigung bat, wegen des Fortreißens. Auch mußte ich den Abend 4händig mit Delphine Schauroth[9] spielen; aber à propos, Fanny, die donnert ein neues hmoll Rondo von mir so furchtbar herunter, daß mir angst und bange

dabei wird; auch hat sie mir zu meinem g moll Concert eine Passage componirt, die gewaltig knallen soll, ich wollte fast Ihr wäret hier und könntet bei den Proben mit zuhören, obgleich ich die Composition eigentlich wider meinen Willen, oder wenigstens meine Stimmung gemacht habe, so kommen doch ein Paar gute Stellen darin vor, denke ich. — Seht Ihr, so geht mein Münchener Tag hin, noch habe ich vergessen, daß ich jeden Tag um 12 Uhr der kleinen Lang[10] eine Stunde im doppelten Contrapunct, 4 stimmigen Satz u. dgl. gebe; wobei ich mir recht vergegenwärtige, wie confus und dumm die meisten Lehrer und Bücher darüber sprechen und wie klar das ganze Ding ist, wenn man es klar darstellt. Sonntags früh ist gewöhnlich philharmonischer Verein, wo Dilettanten spielen und singen und zuhören, neulich wurde eine Composition von mir hingerichtet, als ich dabei saß war mir als wäre ich nichts als ein gefesselt Weib.

7. Oktober. So spät ist es nun geworden und der Brief ist noch nicht fort, verzeiht es mir, ich komme durchaus nicht zum Schreiben hier. Meine Opernsache ist vollkommen in Ordnung,[11] Poißl ist allen

meinen Wünschen zuvorgekommen und hat sich ungemein freundlich und bereitwillig gezeigt; in ein paar Tagen bekomme ich noch den schriftlichen officiellen Auftrag von der Intendanz eine Oper für München zu schreiben, das Sujet und die Art der Oper bleibt mir ganz überlassen, für den Text will sich die Intendanz wenden an wen ich will und er bleibt dann mein Eigenthum; zum Einstudiren soll ich selbst herkommen, sie verpflichten sich in einem Vierteljahr nach der Einreichung der Partitur die Oper zu geben, nun gebe mir Gott einen guten Text von Immermann oder wer es sonst sei, dann will ich mich daran machen, Mittel genug sind hier. Wie ich mich darauf freue kann ich garnicht sagen. — Ich wollte wohl die Münchener hätten Recht, wenn sie behaupten die Mde. Mendelssohn mit ihren Töchtern die im Fremdenblatt als angekoumen gemeldet wird, müsse meine Mutter mit meinen Schwestern sein. Sie irren sich aber doch wohl leider, es sind die Krakauer; ich habe meine Freude an den Leuten gehabt, mir ist als könne ich mir die alte Dame nirgends anders denken, als auf dem Sopha neben Dir, liebe Mutter, und als müßten sie noch immer bei Horns wohnen. Wir sehen uns

fast täglich, die Mädchen sind wirklich recht angenehm und gut; gestern Abend hatten wir viel Spaß miteinander, wir trafen uns nämlich beim Baron von Rast, der vor 2 Jahren Edeler von Faal hieß, der aber eigentlich hier Naß genannt wird, der vor 10 Jahren Lipmann hieß und den ich vor 15 Jahren Nasenliepmann nannte, worauf man mich prügelte. Er läßt Euch sehr grüßen und behauptet mit Dir, liebe Mutter, nach oder von Hamburg gereist zu sein; ich sagte ich erinnerte mich auch in meiner Kindheit das Vergnügen seiner Bekanntschaft gehabt zu haben, er sagte es sei in Wien gewesen, wußte sich aber nicht mehr recht zu entsinnen.

Und nun zum Schluß[12] meinen Dank für Eure Geschenke; jetzt wo Ihr mich wieder ruhiger macht mit Euern lieben Briefen, wo man dem Ende einer so schweren beängstigenden Zeit schon entgegensehen darf fange ich erst recht an mich damit zu freuen, Deine Musik zu spielen, mit den netten Fischen, Korallen und Muscheln zu stolzieren und auch die Zeichnung sieht mich nun heiterer an, ich habe mir vorgenommen in diesem Brief nichts von der vorigen Zeit und aller Besorgnis zu sagen, da laßt mich aber auch den Dank

weiter verschweigen, denn wie doppelt lieb macht es mir die Zeit!

Sonntag, Montag und Dienstag wenn Ihr diesen Brief empfangen habt, bin ich auf der Theresienwiese mit 80000 anderen Leuten zusammen, denkt an mich. Und lebt mir wohl und bleibt so. F.

NB. An Dich, lieber Vater, habe ich noch zu berichten, daß ich bei Kerstorf 100 Gulden genommen habe.

---

## 3. An den Vater.

München 18. Oktober 1831.

Lieber Vater

Verzeihe mir, daß ich so lange nicht geschrieben, die letzten Tage vor dem Concert vergingen aber in solcher Verwirrung und Geschäftigkeit, daß ich nicht zur Ruhe kommen konnte und da ich auch lieber erst nachher schreiben wollte, um Euch alles erzählen zu können, so ist die lange Pause zwischen diesem und dem vorigen Brief entstanden. Ich schreibe an Dich gerade, weil ich so sehr lange keine Zeile von Deiner Hand erhalten habe; da wollte ich Dich bitten mir doch bald wieder ein paar Worte zu schicken; nur

Felix Mendelssohn Bartholdy.

eben, daß Du wohl bist und mich grüßen läßt, aber nur, daß Du mir geschrieben hast, Du weißt ja wie es mich immer erfrischt und glücklich macht, darum nimm mir nicht übel, daß ich den Brief mit den kleinen Concertdetails an Dich richte. Mutter und die Schwestern haben sie verlangt und ich wollte Dir heute eigentlich nur sagen, wie sehr ich mir wieder einige Zeilen von Dir wünsche. Bitte, laß sie mir zukommen, es ist schon lange her.

Gestern ist denn nun mein Concert gewesen und brillanter und vergnügter ausgefallen als ich mir es erwartet hatte. Das ganze war animirt und klappte gut, das Orchester hat wunderschön gespielt und die Armen werden eine tüchtige Einnahme haben. Ein paar Tage nach meinem vorigen Brief ging ich in eine Generalprobe, wo das ganze Personal versammelt war und mußte das Orchester mündlich einladen in einer zierlichen Rede vom Theater hinunter; das fiel mir eigentlich am schwersten beim ganzen Concert, indeß war es mir auch recht, denn ich habe gern einmal lernen wollen, wie es einem Concertgeber zu Muthe ist und da gehört das auch dazu. Ich stellte mich also an dem Souffleurkasten, sprach sehr höflich,

das Orchester nahm die Hüte ab und murmelte bejahend beim Ende meiner Anrede, am folgenden Tage waren schon über 70 Unterschriften auf dem Circular. Gleich darauf hatte ich noch die Freude, daß der Chor einen seiner Vorsteher an mich schickte und fragen ließ, ob ich nicht auch einen Chor componirt hätte, den ich geben wollte, sie würde alle gern unentgeltlich mitsingen. Obwohl ich nun nicht mehr als drei Stücke von meiner Composition geben wollte, war mir das Anerbieten doch sehr angenehm, sowie mich die große Teilnahme dabei am meisten erfreut hat, denn sogar die Hoboisten, die ich nehmen mußte, für Engl. Baßhorn, Trompeten u. s. w. haben keinen Kreuzer bezahlt nehmen wollen und wir hatten über 80 Spieler im Orchester. Es kamen nun alle die kleinen fatalen Besorgungen der Anzeigen, Billete, vorläufigen Proben etc. und noch dazu war es die Woche des Oktoberfestes; wenn in München sonst schon die Tage und die Zeit so schnell forteilen, daß man am Ende immer zweifeln möchte, ob sie wirklich dagewesen seien, so ist das im Oktoberfest erst recht der Fall; man geht da jeden Nachmittag um 3 auf die weite grüne Theresienwiese hinaus, wo es von Menschen wimmelt und

kommt vor Abend nicht fort, denn überall giebt es Bekannte, was zu sprechen oder zu sehen, ein Wunderochs, ein Scheibenschießen, ein Wettrennen, schöne Ringelhäubchen u. s. f. Was man zu besorgen hat, kann man da abmachen, denn die ganze Stadt ist draußen auf der Wiese und erst wenn die Nebel aufzusteigen anfangen, bewegt sich der Schwarm wieder nach den Frauenthürmen zu. Dabei sind alle Menschen in Bewegung, laufen hin und her, die Mädchen in bunten Festtagkleidern, die Schneeberge in der Ferne so klar und feierlich, daß sie immer wieder einen folgenden frohen Tag versprechen und halten und was die Hauptsache ist, lauter lustige, unbesorgte Gesichter, ein paar liberale Deputirte etwa ausgenommen, die ihren Caffee im Freien zu sich nehmen und weiter über den jammervollen Zustand des Landes sprechen, während das Land um sie herum steht und heiter aussieht. Wenn der König am ersten Tag die Preise selbst austheilt, vor jedem Preisgewinner den Hut abnimmt, den Bauern die Hand giebt oder sie am Arm packt und schüttelt, so finde ich das an sich selbst eigentlich ganz recht, wie überhaupt die ganze Geselligkeit hier weniger gesondert ist, (im Äußerlichen) das scheint mir sehr hübsch und natür-

lich, ob es aber Jenen tief geht, darüber wollen wir ein ander Mal mündlich sprechen, ich bleibe bei meiner ersten Meinung, doch ist es wenigstens gut, daß der lächerliche Etiquettenzwang äußerlich nicht beobachtet wird, es ist doch immer etwas. Sonnabend früh war meine erste Probe, wir hatten etwa 32 Geigen, 6 Contrabässe, doppelte Blasinstrumente etc.; weiß es Gott aber, wie es kam, die Probe ging schlecht; ich mußte an meiner c moll Sinfonie allein 2 Stunden probiren, mein Concert wollte garnicht klappen, den Sommernachtstraum konnten wir nur einmal in aller Eile durchprobiren, so daß ich ihn sogar von den Zetteln zurücknehmen wollte, was Bärmann aber durchaus nicht zugab und mich versicherte, sie würden es schon besser machen. Ich mußte also die zweite Probe mit Sorgen abwarten; indeß war zum Glück am Sonntag Abend ein großer Ball, auf den ich Mendelssohns hinführen mußte, da war es sehr nett und ich wurde wieder lustig. Denkt Euch mich, wie ich Madame Rosalie am Arm in den Museum Saal führe, die beiden Töchter hinter uns folgend, wie dann gleich eine Menge Herrn in Uniform sich um sie bemühen und die Töchter engagiren, wie ich auf Eva zufahre,

um sie zum Contretanz zu holen und zu meinem Schrecken bemerke, daß die Dame mit dem rothen Kleide, die vor ihr steht und mit dem Rücken gegen mich die Königin ist, worauf ich 20 Schritte zurückpralle, wie der König[13] sehr lange mit ihnen sich unterhielt, denkt Euch meinen ersten Walzer mit Emilie und meinen zweiten mit Delphine, die den Abend eine der principal beauties war, mit einigen Brasilianischen Bouquets im Haar, denkt Euch, daß wir erst 2 Uhr fortgingen und Ihr werdet Euch denken können, daß ich am folgenden Morgen höchst plaisirlich um 9 in die Generalprobe kam, mich garnicht genirte, sondern gleich mit der Ouvertüre anfing, sie unaufhörlich probirte, bis sie ging, es mit meinem Concert ebenso machte, kurz, daß die ganze Probe sehr gut ablief. Abends, als ich hinging und den Lärm von den Wagen hörte, bekam ich bedeutende Lust an der ganzen Geschichte; um $^1/_2$ 7 kam der Hof und ich nahm mein kleines englisches Taktstöckchen und dirigirte meine Sinfonie. Das Orchester spielte prächtig, mit einer Liebe und einem Feuer wie ich es noch nie unter mir habe gehen hören; die fortes krachten alle und das Scherzo[14] war sehr fein und leicht. Es gefiel auch

den Leuten sehr und der König klatschte immer vor. Dann sang mein dicker Freund Breiting die asdur Arie aus Euryanthe und das Publikum rief da Capo, die Leute wurden lustig und hatten einen guten Geschmack. Der Falstaff war glücklich und sang mit Begeisterung und ganz wunderschön; dann kam ich zu meinem Concert, wurde sehr lebhaft und lange empfangen, das Orchester begleitete gut und die Composition war auch toll genug, es machte den Leuten viel Vergnügen, sie wollten mich nachher hervorklatschen wie es hier Mode ist, aber ich war bescheiden und kam nicht. Nun kam der Zwischenakt und da packte mich dann der König und lobte mich sehr und frug nach allen Möglichen, auch ob ich mit Bartholdy[15] verwandt sei in dessen Wohnung in Rom er noch immer gehe, weil das die Wiege der neueren Kunst sei. Hauptsächlich aber sagte er mir, ich möchte doch Fräulein von Schauroth heirathen, das sei eine sehr gute Partie und das müßte sehr gut passen und warum ich das nicht thun wollte? Mich ärgerte das im Munde eines Königs und ich wollte ihm eben etwas piquirt antworten, als er meine Antwort garnicht abwartend, auf etwas anderes übersprang und

dann auf etwas drittes, dann sah er Breiting und sagte ihm, er führe seinen Namen mit der That u. s. f. Ich war eigentlich wenig erbaut davon, doch hat er gestern auf einem Ball ein langes ordentliches Gespräch mit mir geführt und da hat er mir wieder sehr gut gefallen und mich sogar zuweilen in Verwundrung gesetzt; denn, daß ein König mir sagt, er habe sich bei meiner Ouvertüre zum Sommernachtstraum das ganze Stück denken können, wie Anfangs die Elfen herumtrippelten und am Ende wieder dazu kämen und in der Mitte all' der Zauberspuk, das ist doch wirklich viel; er lud mich auch ein den ganzen Winter hier zu bleiben und meinte es sei ja sonderbar, daß er mich das erste Mal nicht schon kennen gelernt habe u. s. w. frug ob Bartholdys Bilder zusammengeblieben wären, kurz sprach wie ein aufgeweckter gebildeter Mann. Aber weiter im Concerttext; der 2 te Teil fing mit dem Sommernachtstraum an, der ganz vortrefflich ging und auch vielen Eindruck machte. Dann spielte Bärmann und dann kam das Final aus ddur aus Lodoiska, beides habe ich aber nicht gehört, weil ich im Nebenzimmer noch etwas verdampfen mußte. Als ich zur Phantasie kam, wurde ich wieder

sehr empfangen; der König hatte mir non più andrai [16] als Thema gegeben und da mußte ich denn drauf phantasiren. Ich habe mich recht in meiner Meinung bestärkt, daß es ein Unsinn sei, öffentlich zu phantasiren, mir ist selten so närrisch zu Muthe gewesen als wie ich mich da hinsetzte, um meine Phantasie dem Publikum zu produciren. Die Leute waren sehr zufrieden, wollten mit Klatschen garnicht endigen, riefen mich heraus, die Königin sagte mir alles Verbindliche, aber ich war ärgerlich, denn mir hatte es misfallen und ich werde es öffentlich nicht wieder thun, es ist ein Misbrauch und ein Unsinn zugleich. — Das war also mein Concert am 17ten, das nun hinter mir liegt; es waren gegen 1100 Menschen drin und so können die Armen zufrieden sein. Der König hat 100 Gulden geschenkt und den Saal frei gegeben. Nun aber genug davon. Lieber Vater, ich muß nun wieder meine Reiseeinrichtung treffen und Dir schreiben. Ich will hier noch Deine Antwort auf diesen Brief abwarten und dann abreisen. Ich muß nämlich am Sonntag hier im Philharmonischen Concert spielen, was ich längst zugesagt hatte, muß einige angefangene Sachen und die Clavierstimmen meines Concertes, die

noch nicht aufgeschrieben sind in Ordnung bringen und möchte besonders erst wissen, ob Du mir räthst über Frankfurt, Düsseldorf und durch Belgien nach Paris zu gehen,[17] oder direct. Ich frage Dich darum, weil ich für beides viel zu sagen finde; Immermann möchte ich gern sprechen, denn 2 Texte, die mir seit dem Concert zugeschickt wurden, taugen garnichts (einer ist von der Chezy,[18] die mich gestern besucht hat) also müßte ich eigentlich über Düsseldorf; auf der anderen Seite möchte ich aber Deine Meinung über den Stand der Dinge dort wissen, ob ich nicht viel langweilige Quarantainen halten müßte, (an der ganzen französischen Grenze muß ich es ohnehin) ob nicht in Belgien wieder Krieg sein wird etc. kurz ob ich bis gegen Ende November auf diesem Weg in Paris sein könnte? — Danach will ich mich richten. — Verzeih den eiligen Schluß, ich bin zwanzigmal unterbrochen worden und komme nicht zum Schreiben. So leb denn wohl und Ihr alle seid glücklich.

F.

# Anmerkungen.

## I. Brief an Zelter.

Den vorliegenden Brief schrieb der dreizehnjährige Felix M. an seinen alten Lehrer Karl Friedrich Zelter (1758—1832), den bekannten Berliner Musiker und Freund Goethes. Die Reise nach der Schweiz, deren Erlebnisse der Knabe hier mit so frischer Anschaulichkeit in gewandtester Form schildert, hatte sein Vater Abraham mit seiner Frau und seinen vier Kindern am 6. Juli 1822 angetreten. Zu der Reisegesellschaft gehörte unter andern Freunden des Hauses M. auch der am Schluß des Briefes erwähnte Dr. K. W. L. Heyse, dem die wissenschaftliche Ausbildung der Kinder anvertraut war. Die Reise ging über Kassel, Frankfurt a/M. und Schaffhausen bis zum Gotthard, dann durch das Haslital nach Interlaken und zum Genfer See. Nach einem Abstecher ins Chamounix wurde die Rückreise angetreten.

## II. Drei Briefe an Goethe.

1. M. hatte die Zeit vom 20. Mai bis zum 3. Juni 1830 bei Goethe in Weimar verlebt und nach Goethes Worten „alles mit seiner vollendeten liebenswürdigen Kunst erbaut.“ Der Dichter hatte ihm nach München Empfehlungen an den

Hofmaler Stieler und an den gelehrten Botaniker v. Martius mitgegeben und ihn ermahnt öfters zu schreiben. Über den vorliegenden Brief schrieb Goethe am 8. Juli 1830 an Zelter: „Felix erneuert seine liebenswürdige Gegenwart durch einen sehr anmutigen Brief von München."

2. Der von Julius Hübner 1828 in Düsseldorf gemalte, in Berlin ausgestellte „Fischer" befindet sich im Königlichen Schlosse in Berlin.

3. Die sogenannte Schönheitsgallerie in der kgl. Residenz zu München.

4. Nanette Schechner-Waagen (1806—1860), geschätzte dramatische Sängerin, die aber schon 1835 der Bühne entsagte.

5. M. war auf seiner italienischen Reise nach kürzeren Aufenthalten in Venedig und Florenz am 1. November 1830 in Rom eingetroffen, wo er fast ein halbes Jahr verweilte. Goethe verzeichnete den vorliegenden Brief in seinem Tagebuch unterm 22. März 1831 mit den Worten „Erfreulicher Brief von F. M."

6. Über Tizians „Grablegung" und „Himmelfahrt der Maria" hat sich M. auch in einem Familienbrief v. 10. Oktober 1830 in begeisterten Worten ausgesprochen.

7. Bertha Henriette Carl, geb. 1805 in Berlin, hatte später größere Erfolge und durchzog auf Gastspielreisen fast ganz Europa. Sie wurde 1841 königlich preußische Kammersängerin.

8. Diesem Bilde Tizians, der „Marter des h. Sebastian", hat auch Goethe in seiner „Italienischen Reise" (Rom, den 3. November 1786) eine eingehende Schilderung gewidmet.

9. Papst Pius VIII. starb am 1. Dezember 1830; sein Nachfolger wurde am 2. Februar 1831 Gregor XVI., der

zur Unterdrückung der revolutionären Bewegung die Österreicher herbeirief.

10 M. mußte, dem Gebot seines Vaters folgend, darauf verzichten, seine Reise bis nach Sizilien auszudehnen. Er verlebte einige Wochen in und bei Neapel, von wo er über Rom, Florenz und Mailand nach der Schweiz reiste.

11. Über den vorliegenden Brief schrieb Goethe an Zelter „Den allerliebsten Brief von Felix entschließe ich mich durchs Chaos schicklichst ans Licht zu tragen." Das „Chaos" war eine von Goethes Schwiegertochter Ottilie herausgegebene, Sonntags erscheinende Privatzeitung, die der Dichter selbst mit Beiträgen beehrte, und von der M. schon am 21. Mai 1830 schrieb: „eine tolle Zeitung, die die Damen unter sich herausgeben und zu deren Mitarbeiter ich mich aufgeschwungen habe." Goethe ließ in der Tat einen großen Teil dieses Schweizer Briefes unter dem Titel „Berner Oberland" im Chaos erscheinen.

12. Goethes Geburtstag.

13. Über M.'s Aufenthalt in Engelberg vergleiche man die Reisebriefe vom 23. und 24. August 1831.

14. „Tagsatzung", die Versammlung der Gesandten der schweizer Kantone; sie fand an jeweilig bestimmten Vororten statt und wurde durch die Verfassung vom 12. Sept. 1848 endgiltig beseitigt.

15. Die Zauberoper „Alcidor", die am 28. Mai 1825 in Berlin bei einem höfischen Feste zur ersten Aufführung kam.

16. M. hatte die „Walpurgisnacht" am 15. Juli 1831 in Mailand beendet; die Ouvertüre dazu schrieb er erst 1832 in Paris. 1842 arbeitete er das Werk um und ließ es 1843 als op. 60 mit dem Untertitel „Ballade" (nicht „Kantate") erscheinen. Vor die Orchesterpartitur des Werkes setzte er einige die Dichtung erklärende Worte Goethes aus einem

Brief, den ihm der Dichter am 9. September 1831 als Antwort auf den vorliegenden Brief geschickt hatte.

## III. Zwölf Briefe an Ignaz und Charlotte Moscheles.

1. Ignaz Moscheles (1794—1870) der ausgezeichnete Klaviermeister und Komponist, der Verfasser klassischer Studienwerke für Klavier, war 1824 auf einer Kunstreise durch Deutschland in Berlin mit der Familie Mendelssohn bekannt geworden. Auf Wunsch von M.s Mutter gab er dem fünfzehnjährigen Felix einige Klavierstunden, erkannte aber nach seinem eigenen Zeugnis bald, daß er „neben einem Meister, nicht neben einem Schüler sitze" und schloß mit dem Jüngling eine bis zu dessen frühem Tode (1847) in ungetrübter Herzlichkeit fortbestehende Freundschaft, an der auch Frau Charlotte Moscheles, die nur fünf Jahre älter als Mendelssohn war, regen Anteil nahm.

2. Moscheles war seit 1821 in London ansässig; er und seine Frau hatten sich M.s, als er im Frühjahr 1829 seine erste Kunstreise nach London unternahm, aufs liebenswürdigste angenommen. Nach Ablauf der „season" war M. mit seinem Freunde Klingemann durch Schottland gereist. Infolge des in dem Briefe erwähnten Unfalls traf er erst Anfang Dezember 1829 wieder im Elternhause in Berlin ein, wo er das für die Silberhochzeit seiner Eltern komponierte Liederspiel „Die Heimkehr aus der Fremde", op. 89, zur Aufführung brachte.

3. Dieser Brief ist bald nach M.s zweitem Aufenthalt in London geschrieben, wohin er am Schluß seiner großen zweijährigen Reise durch Süddeutschland, Italien und die Schweiz nach längerem Verweilen in München und Paris gekommen war. Er verließ London Ende Juni 1832.

4. Moscheles Wohnung war 3 Chester Place.

4a. Mendelssohn erzählte gern diese Geschichte. Ein Küster antwortete dem Prediger, der ihn bei Gelegenheit einer Begräbnißfeier wegen seiner rothen Weste tadelte: „Ach, Herr Pastor, die Weste macht's nicht, wenn's Herz nur schwarz ist". (Anm. v. Felix Moscheles.)

4b. Dies war der Umfang von Frau Moscheles' Stimme. (Anm. v. Felix. Moscheles.)

4c. Das Alsterbassin.

5. Emilie Belleville-Oury (1808—1880) eine tüchtige Klavierspielerin aus Czernys Schule.

6. Marie Blahetka, geb. 1811, eine vortreffliche Klaviervirtuosin, Schülerin von Moscheles, auch Komponistin.

7. Moscheles' Töchter.

8. Das erste Heft der „Lieder ohne Worte" erschien in London bei Novello unter dem Titel „Original melodies for the Pianoforte", fand aber zunächst nur langsam Absatz.

9. Karl Klingemann, geb. 1798, seit 1828 hannöverscher Gesandtschaftssekretär in London, gehörte zu M.s intimsten Jugendfreunden und ist durch dessen Kompositionen als Lyriker bekannt geworden. Er verlobte sich trotz M.s Prophezeiung 1845 mit Sophie Rosen, der M. ein Heft „Lieder ohne Worte", op. 67, widmete.

10. M. hatte im September 1833 sein Amt als städtischer Kapellmeister in Düsseldorf angetreten.

11. Moscheles hatte an M. ausführlich über das Musikfest in Birmingham geschrieben.

12. Sigismund Neukomm (1778—1858), sehr fruchtbarer Komponist, von dem in Birmingham ein Oratorium gegeben worden war.

13. Paulus.

14. Der 1833 geborne Sohn Moscheles, das Pathenkind M.s.

15. Henry Chorley (1808—1872), ein geachteter englischer Musikschriftsteller.

16. Elias.

17. D moll, op. 49.

18. David hatte im Frühjahr 1839 eine Konzertreise nach London gemacht.

19. Eine belgische Sängerin, die mehrfach für die Gewandhauskonzerte verpflichtet war.

20. Die ohne Opuszahl bei Schlesinger erschienene F moll-Etüde, die M. für die von Moscheles und Fétis herausgegebene „Méthode des méthodes" beisteuerte. Mit Fétis war M. schon seit seinem ersten Londoner Aufenthalt verfeindet.

21. M. war aufgefordert worden auf dem Musikfeste in Birmingham seinen eben vollendeten „Lobgesang" aufzuführen; er folgte dem Ruf im September 1840.

22. Eine Londoner Freundin M.s, der er ein Heft „Lieder ohne Worte", op. 53, gewidmet hat.

23. M. hatte im Sommer 1842 in Gesellschaft seiner Frau England und die Schweiz besucht und auch bei seiner Schwiegermutter Frau Jeanrenaud geb. Souchay in Frankfurt a. M. einige fröhliche Wochen zugebracht. Am 2. Okt. 1842 leitete er, obwohl vorläufig noch an Berlin gebunden, in Leipzig das erste Abonnementskonzert im Gewandhause zur größten Freude seiner dortigen Freunde und Verehrer.

24. Robert Schumann widmete seine schönen drei Streichquartette, op. 41, „seinem Freunde Felix M. B. in inniger Verehrung.

25. Es gelang M., sein unklares Dienstverhältnis zum

König von Preußen in freundlicher Weise zu lösen, sodaß er Ende Oktober wieder nach Leipzig gehen konnte. Allerdings mußte er als neuernannter Generalmusikdirektor ein Jahr später wieder dem Ruf des Königs nach Berlin folgen; erst Ende September 1844 setzte er es durch, „von bestimmten Leistungen und der Verpflichtung in Berlin zu wohnen" dauernd befreit zu werden.

26. M. hatte Moscheles als ersten Klavierlehrer für das im April 1843 ins Leben getretene Leipziger Konservatorium gewonnen.

27. Moscheles war zum Leiter des Musikfestes in Birmingham gewählt worden, bei dem M. seinen „Elias" zur ersten Aufführung brachte (26. August 1846).

28. Elias.

29. J. B. Pischek 1814—1873), ein vorzüglicher Baritonist, wirkte bei der ersten Aufführung des „Elias" nicht mit; statt seiner sang J. Staudigl (1807—1861) den Elias. Auch die erhoffte Mitwirkung der Lind unterblieb.

30. M. war im April 1847 zum zehnten und letzten Male nach England gereist. Am 8. Mai verließ er London und reiste nach Frankfurt, wo er durch die Nachricht von dem am 14. Mai plötzlich erfolgten Tod seiner Schwester Fanny Hensel aufs tiefste erschüttert wurde. Im Juni ging er mit seiner ganzen Familie nach Baden-Baden, bald darauf nach der Schweiz. Aber der schwere Schlag hatte ihn im Lebensmark getroffen; wenige Wochen nach seiner Rückkehr nach Leipzig folgte er am 4. November 1847 der geliebten Schwester nach.

## IV. Zwei Briefe an den Prediger Julius Schubring in Dessau.

1. Julius Schubring (1806—1889) war schon 1825, als er in Berlin Theologie studierte, in das Mendelssohnsche Haus eingeführt worden und blieb mit Felix bis zu dessen frühem Tode befreundet. Durch seine emsige Mitarbeit bei den Entwürfen der Texte zum „Paulus“ und zum „Elias“ wurde er auch für M. s. Kunstschaffen von Einfluß. Sein Briefwechsel mit M. wurde 1892 von seinem Sohne herausgegeben.

2. Abraham Mendelssohn Bartholdy, der Vater des Tondichters, war am 19. November 1835 gestorben, wenige Wochen nachdem M. seine Stellung als Gewandhauskapellmeister in Leipzig angetreten hatte.

3. Der „Paulus“ erlebte seine erste Aufführung am 22. Mai 1836 bei dem 18ten niederrheinischen Musikfest in Düsseldorf, allerdings noch nicht in der Form, in der er später als op. 36 veröffentlicht wurde.

4. Schubring hatte an M. eine ziemlich dilettantische Komposition des bekannten „Rheinliedes“ von Nikolaus Becker geschickt. Das 1840 entstandene Lied machte seinen Verfasser mit einem Schlage berühmt und wurde vielfach komponiert, aber keine der erschienenen 70 Kompositionen schlug durch. M., der seines „Vaters ungeheuren Grimm gegen die Liedertafeln und überhaupt gegen alles, was in einiger Verwandtschaft mit Vetter Michel steht“ geerbt hatte, hat sich auch an andern Stellen seiner Briefe (z. B. v. 18. November 1840, u. v. 20. November 1840) scharf gegen diese „Colognaise“ mit ihrer „defensiven Begeisterung“ ausgesprochen und die Zumutung der Verleger, das Lied zu komponieren, weit von sich gewiesen.

5. Ole Bornemann Bull (1810—1880), der „nordische Paganini", berühmter, exzentrischer Violinvirtuose.

6. Sigismund Thalberg (1812—1871) der glänzende Klaviervirtuose und berühmte Rival Liszts.

7. geb. d. 18. Jan. 1841, gest. d. 17. Febr. 1880.

## V. Fünf Briefe an Johann Wilhelm Schirmer in Düsseldorf.

1. Johann Wilhelm Schirmer war 1807 in Jülich geboren und kam 1825 nach Düsseldorf, wo er sich in der Landschaftsmalerei ausbildete. 1839 wurde er Professor an der Düsseldorfer Akademie und folgte 1853 einem Ruf als Direktor der neugegründeten Kunstschule in Karlsruhe, wo er 1863 starb. M. wurde während seiner zweijährigen Kapellmeistertätigkeit in Düsseldorf mit Schirmer eng befreundet und nahm bei ihm regelmäßigen Unterricht im Aquarellieren.

2. M. hatte sich am 9. Sept. 1836 mit Cécile Charlotte Sophie Jeanrenaud aus Frankfurt a. M. verlobt und war in der zweiten Hälfte des März 1837 von Leipzig nach Frankfurt gereist, wo am 28. März 1837 seine Hochzeit stattfand.

3. Wo die gänzlich unbegründeten, vermutlich auf Zeitungsklatsch beruhenden Gerüchte von M.s Taubheit und Frömmelei aufgetaucht waren, habe ich nicht feststellen können.

4. Wilhelm v. Schadow (1789—1862) der bekannte Historien- und Porträtmaler, seit 1826 Direktor der Kunstakademie zu Düsseldorf und Begründer der romantischen Düsseldorfer Malerschule, gehörte gleichfalls zu M.s nächsten Bekannten in Düsseldorf. M. wohnte daselbst im Erdgeschoß des Schadowschen Hauses.

5. Gustav Peter Lejeune Dirichlet (1805—1859), der

bedeutende Mathematiker war seit 1832 mit M.s jüngerer Schwester Rebekka verheiratet.

6. Emmy v. Bardeleben, eine Tochter des Kurhessischen Generals v. Bardeleben.

7. Der 114. Psalm „Da Israel aus Egypten zog" für achtstimmigen Chor und Orchester, op. 51.

8. Das Manuskript des Liedes ist, wie Fräulein Else Schirmer mitteilt, nicht mehr aufzufinden gewesen.

9. Schirmers 1842 beendete „Grotte der Egeria" befindet sich im Museum zu Leipzig.

10. Theodor Hildebrandt (1804—1874), der bekannte Historienmaler und Professor an der Düsseldorfer Akademie, hatte mit M. schon in Italien (1830—31) verkehrt und ihn auch mit E. Bendemann und R. Sohn auf seiner Reise von Rom nach Neapel begleitet.

11. Adolf Schrödter (1805—1875), der berühmte Maler, Radierer und Illustrator humoristischer Dichtungen, lebte 1829—1848 in Düsseldorf.

## VI. Fünf Briefe an Ferdinand Hiller.

1. Ferdinand Hiller (1811—1885) der geistvolle und vielseitige Musiker und Schriftsteller hatte schon als Knabe im Jahre 1822 M. in Frankfurt a. M. kennen gelernt und wurde einer seiner intimsten Freunde. In seinem Buch „Felix M. B., Briefe und Erinnerungen" hat er dem früh verstorbenen Kunstgenossen ein Denkmal freundschaftlicher Pietät gesetzt. Das darin benutzte urkundliche Material hat Hiller mit seinem gesamten handschriftlichen Nachlaß dem städtischen Archiv zu Köln vermacht und die Bestimmung getroffen, daß es erst dreißig Jahre nach seinem Tode (1915) der Benutzung freigegeben werden darf. Bei der Ergänzung unterdrückter Namen war somit der Herausgeber auf Vermutungen angewiesen.

2. Erste Concert-Ouvertüre in D-moll, Op. 32 (Breitkopf und Härtel).

3. Nachmals Geschichtsprofessor in Freiburg, gest. am 23. Februar 1897.

4. Hiller war im Spätherbst 1837 nach Mailand gegangen, wo er über ein Jahr zubrachte.

5. Clara Novello geb. 1818, eine Tochter des bekannten englischen Musikers und Verlegers Vincent Novello, ausgezeichnete Lieder- und Oratoriensängerin, die im Winter 1837/38 mit phänomenalem Erfolge in Leipzig auftrat.

6. Hiller hatte sein oben erwähntes Werk ursprünglich „Ouverture zum alten Drama Fernando" genannt, weßhalb ihn M. in einigen Briefen scherzweise „Altes Drama" anredete.

7. Dieses Projekt ist wie zahlreiche andere Opernpläne, die M. während seines kurzen Lebens beschäftigten, unausgeführt geblieben.

8. Es kann hier nur die mehrsätzige Instrumentaleinleitung der Sinfoniekantate „Lobgesang", op. 52, die 1840 zuerst aufgeführt wurde, gemeint sein.

9. M.s Schwester Fanny Hensel (1805—1847) führte ihre lange geplante italienische Reise erst 1839—40 aus. Sie traf Hiller, der 1840 wieder nach Italien zurückgekehrt war, im August 1840 am Comer See.

10. op. 45, B-dur.

11. Robert Schumann hielt sich vom Oktober 1838 bis zum April 1839 in Wien auf, um die „Neue Zeitschrift für Musik" nach Wien zu verlegen und seine eigne Übersiedlung dahin vorzubereiten. Der Plan scheiterte, und Schumann kehrte nach Leipzig zurück.

12. Der ausgezeichnete französische Tenorist Adolphe Nourrit (1802—1839) stürzte sich in einem Anfall von Trübsinn in Neapel nach einer Aufführung der „Norma" aus dem Fenster.

## VII. Zwei Briefe an Ferdinand David.

1. Ferdinand David (1810—1873), der ausgezeichnete Violinvirtuose und Musiker, war in Hamburg in demselben Hause wie M. geboren, in Berlin schon früh mit ihm befreundet geworden und besonders in Leipzig, wohin ihn M. 1835 als Konzertmeister des Gewandhauses gezogen hatte, mit ihm in engster Kunstbrüderschaft verbunden.

2. Konrad Schleinitz (1802—1881), sehr musikalischer Rechtsanwalt in Leipzig, der lange Jahre Mitglied der Gewandhauskonzertdirektion und später Verwaltungsdirektor des 1843 gegründeten Konservatoriums war; er gehörte zu M.s nächsten Freunden. Die Briefstelle bezieht sich auf den Tod von Schleinitz' jüngstem Bruder.

3. Zu den vielen Projekten des Königs Friedrich Wilhelm des Vierten, der M. 1841 nach Berlin berufen hatte, gehörte auch die Gründung einer mit der Kunstakademie verbundenen Musikschule. (Vgl. das „Pro Memoria" vom 10. Mai 1841 in M.s Briefen.)

4. Julie Schunck geb. Jeanrenaud war die Schwester von M.s Frau Cécile und lebte mit ihrem Gatten in Leipzig.

5. Landrat v. Liphart, ein livländischer Edelmann.

6. Frau Cécile M. hatte bei Davids jüngstgeborner Tochter Pathenstelle angenommen.

7. Es handelte sich um die Empfehlung eines jungen Musikers durch den berühmten Violinvirtuosen H. Ernst.

8. Franz Hauser (1794—1870), der ausgezeichnete Sänger und Bachkenner, ein naher Freund M.s.

9. Bernhard Molique (1802—1869) berühmter Violinist und Komponist.

10. Längst vergessene Berliner Musiker.

11. Schmeichelhafte Umschreibung, die David mit dem berühmten Violinvirtuosen und Professor am Pariser Konservatorium Pierre Baillot (1771—1842) auf eine Stufe stellt.

## IX. Vier Briefe an Erich Heinrich Verkenius in Köln.

1. Ericus Heinrich Wilhelm Verkenius war königlicher Appellationsgerichtsrat in Köln, wo er 1841 im Alter von 65 Jahren starb. Dreiunddreißig Jahre älter als M., trat er zu diesem in ein väterliches Freundschaftsverhältnis. Als charaktervolle, würdige und der Musik mit ernstem warmen Interesse hingegebene Persönlichkeit spielte er im Kunstleben Kölns eine hervorragende Rolle.

2. Konradin Kreutzer (auch Kreuzer geschrieben), 1780—1849, der bekannte Komponist, war 1840—46 Kapellmeister in Köln, wo er auch 1841 das niederrheinische Musikfest leitete.

3. H. J. Kufferath (1818—96), der jüngste der drei als Musiker bekannt gewordenen Brüder und Vater des belgischen Musikschriftstellers Maurice K., studierte in Leipzig unter M.

4. 1841 wurde der Zentral-Dombauverein begründet.

5. M.s Abneigung gegen Berlin, die hier und in den folgenden Briefen zu so ungeschminktem Ausdruck kommt, war schon älteren Ursprungs und tief eingewurzelt, obschon er seiner Abstammung und Erziehung nach, wiewohl in Hamburg geboren, doch als Berliner Kind gelten konnte. Die erste nachhaltige Kränkung widerfuhr ihm durch die jedenfalls auf Spontini zurückzuführende Behandlung seiner Oper „Die Hochzeit des Camacho", die nach langem Hoffen und Harren am 29. April 1827 ihre erste und einzige Aufführung auf der Bühne des Schauspielhauses erlebte, obwohl der Erfolg

freundlich genug war, eine Wiederholung zu rechtfertigen. Noch bitterer empfand M. seine Niederlage bei der Wahl eines Nachfolgers für den durch Zelters Tod freigewordenen Posten des Direktors der Singakademie am 22. Januar 1833. Auch die kühle Haltung des Publikums bei den inhaltschweren Konzerten, die er im Winter 1832/33 in Berlin gab, vertiefte die Mißstimmung des durch glänzende auswärtige Erfolge verwöhnten Meisters.

6. op. 52, zur 400jährigen Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst komponiert und am 25. Juni 1840 in Leipzig zum erstenmal aufgeführt.

7. op. 58, D dur.

8. Berkenius' Tochter Sibylla war mit Ignaz Seydlitz verheiratet.

9. Der 114. Psalm für 8st. Chor und Orchester, op. 51.

10. Die „Variations sérieuses", op. 54, erschienen bei Spina in Wien.

11. M. hatte im April 1829 seine erste große Reise nach England angetreten, hatte vom Dezember 1829 bis zum Mai 1830 wieder im Elternhause geweilt und verlebte dann zwei Jahre auf Reisen in Süddeutschland, Italien, der Schweiz, Frankreich und England. Erst im Juli 1832 kehrte er wieder nach Berlin zurück, wo er den ganzen Sommer und den folgenden Winter verblieb. Nach kürzeren Reisen an den Rhein und nach England verließ er im September 1833 Berlin endgültig, um sein Amt als Kapellmeister in Düsseldorf anzutreten.

12. M. war auf besondern Wunsch des preußischen Königs Friedrich Wilhelm des Vierten im Mai 1841 nach Berlin übergesiedelt, ohne indeß seine Beziehungen zu Leipzig ganz zu lösen. Nachdem sich die Unmöglichkeit herausgestellt hatte in Berlin eine für ihn geeignete künstlerische Stellung zu schaffen,

kehrte er im August 1845 endgültig in seinen Leipziger Wirkungskreis zurück.

13. Das 1839 komponierte D moll-Trio op. 49.

14. Gaspare Spontini (1774—1851) wurde 1820 als Hofkomponist und Generalmusikdirektor mit fast unbeschränkten Machtbefugnissen von König Friedrich Wilhelm dem Dritten nach Berlin berufen, fand aber trotz seinen zum Teil glänzenden Direktionsleistungen von vornherein eine heftige Opposition bei den Vertretern deutsch-nationaler Kunst und machte sich durch hochfahrendes, an Größenwahn streifendes Wesen, durch Zurücksetzung der deutschen Tonkünstler und durch seine Unkenntnis der deutschen Sprache immer mißliebiger. Sein erbittertster Gegner in der Presse war Ludwig Rellstab; auch sein anfänglicher Anhänger A. B. Marx fiel später von ihm ab. Mit dem Hause Mendelssohn war er durch seine geringschätzige Behandlung von Felix' Jugendoper „Die Hochzeit des Camacho" (1827) zerfallen. Schließlich wurde seine Stellung durch eine unkluge Kundgebung in der Presse, die ihm beinahe eine sechsmonatige Festungshaft eingebracht hätte, und durch einen daran anknüpfenden Theaterskandal im April 1841 unhaltbar. Er siedelte im August 1842 nach Paris über.

15. Giacomo Meyerbeer (1791—1864) wurde nach dem glänzenden Erfolge der „Hugenotten" bei ihrer ersten Aufführung in Berlin 1842 von Friedrich Wilhelm dem Vierten zum Generalmusikdirektor ernannt und verlegte infolgedessen seinen Wohnsitz von Paris, wo er seit 1826 ansässig war, nach seiner Vaterstadt Berlin. Auch Mendelssohn erhielt den Titel Generalmusikdirektor im November 1842, nachdem er schon im Mai desselben Jahres zugleich mit Meyerbeer, Rossini und Liszt Ritter der neugegründeten Friedensklasse des Ordens „pour le mérite" geworden war.

16. Wilhelm Taubert (1811—1891) als Komponist, besonders bekannt durch seine Kinderlieder, war seit 1831 Leiter der Hofkonzerte in Berlin und wurde 1842 zum Kapellmeister der Oper und zum Leiter der Sinfonieſoireen der königlichen Kapelle ernannt.

17. Ludwig Spohr (1784—1859), der bedeutende Geiger und Komponist, war von 1822 bis zu seinem Tode Hofkapellmeister in Kaſſel.

18. M. spielt hier auf den wenig bedeutenden K. F. Rungenhagen an, der ihm 1833 bei der Wahl eines Nachfolgers für den durch Zelters Tod erledigten Dirigentenposten an der Berliner Singakademie vorgezogen wurde.

19. Giuditta Pasta (1798—1865), die berühmte italienische Sängerin, erlebte nur eine kurze Glanzzeit in London und Paris. Als sie nach mehrjähriger Pause 1837 in London wieder auftrat, hatte ihre Stimme, der es überhaupt an vollendeter Schule gebrach, bereits gelitten. Trotzdem sang sie auch noch 1850 in London.

## IX. Drei Familienbriefe.

1. M. hatte die zweite Hälfte des April und den ganzen Mai 1831 einem Ausflug nach Neapel gewidmet. Die dort empfangenen Eindrücke spiegelt der vorliegende, sehr bald nach seiner Wiederankunft in Rom geschriebene Brief lebendig wieder. Zwei Wochen später verließ er auch Rom auf Nimmerwiedersehen.

2. Josephine Fodor, vermählte Mainvieille, geb. 1793 zu Paris, war eine gefeierte Sängerin an der italienischen Oper in Paris gewesen. Ihr verdankte Henriette Sontag zumeist ihre virtuose Ausbildung. Vgl. M.s Reisebriefe v. 27. April und 17. Mai 1831.

3. M. war auf seiner großen Reise nach dem Süden am 6. Juni 1830 zum erstenmal nach München gekommen und einige Wochen dort geblieben; schon in dieser Zeit hatte er die angenehmsten künstlerischen und gesellschaftlichen Beziehungen angeknüpft.

4. Die schon in dem Jahre 1824 entstandene erste Sinfonie op. 11.

5. Der berühmte Klarinettist Heinrich Joseph Bärmann (1784—1847), mit dem M. herzliche Freundschaft geschlossen hatte und einen äußerst launigen Briefwechsel führte. (Vgl. Nohl, Musikerbriefe.)

6. Ein seinerzeit geschätzter Tenorist, später Hofopernsänger in Wien. Breiting war mit M. befreundet und wirkte unter seiner Leitung auch 1835 beim niederrheinischen Musikfest in Köln als Solist mit.

7. Vermutlich der in Berlin geborene Lustspieldichter Franz v. Elsholtz (1791—1872), den M. wohl schon von Berlin her kannte.

8. Das größtenteils 1824 komponierte, Goethe gewidmete Klavierquartett op. 3.

9. Delphine (oder Adolphine) v. Schauroth, später Frau Hill Handley, geb. 1814 in Magdeburg, war Schülerin Kalkbrenners und eine ausgezeichnete Klavierspielerin, der M. in München eifrig den Hof machte und auch sein berühmtes, in dem vorliegenden Briefe erwähntes Klavierkonzert in G-moll, op. 25, widmete. Sie spielte das Werk noch als bejahrte Künstlerin am 4. Februar 1870 bei der Mendelssohnfeier im Leipziger Gewandhaus. Auch M.s Schwester Fanny Hensel, die auf ihrer Reise nach dem Süden in Sommer 1839 Frau Handley kennen lernte, rühmt in ihren Briefen mit Wärme das „glorioje Spiel" der „allerliebsten Person". Robert Schu-

mann hat der C-moll Sonate von Delphine Hill Handley eine seiner anmutigsten Kritiken gewidmet.

10. Josephine Lang (1815—1880) war eine Tochter des Münchener Hofmusikus Th. Lang und der Sängerin Regina Hizelberger-Lang und eine sehr begabte Liederkomponistin, deren Talent M. hochschätzte. Sie heiratete 1842 den Tübinger Professor der Rechte und Schriftsteller Chr. Reinhold Köstlin. Vgl. M.s Briefe an Köstlin v. 15. Dez. 1841 und v. 12. Jan. 1843. (Der in den „Reisebriefen" unter dem 6. Okt. 1831 abgedruckte ausführliche Passus über Josephine Lang entstammt einem andern Briefe.)

11. Der hier erwähnte, von M. mit Freuden angenommene Auftrag des Münchener Intendanten, Baron v. Poißl, kam ebensowenig wie zahlreiche andere Opernpläne M.s zur Ausführung.

12. Der Schluß dieses Briefes weist wohl auf die politischen Wirren hin, die im Anschluß an die französische Julirevolution Europa erschütterten; die direkte Anrede ist zweifellos an M.s Schwester Fanny Hensel gerichtet, die „Musik" und die „Zeichnung" waren wohl Geschenke des Hensel'schen Ehepaares.

13. Ludwig I. (1786—1868), König von Bayern 1825—48.

14. M. hatte das Scherzo seinem Oktett op. 20 entnommen, orchestriert und an die Stelle des ursprünglichen Menuetts der C-moll Sinfonie gesetzt.

15. J. S. Bartholdy (1779—1825), ursprünglich Salomon, war der Bruder von M.s Mutter. Er wurde 1805 Protestant, trat 1813 in den diplomatischen Dienst Preußens und war seit 1815 preußischer Generalkonsul in Rom. Indem er sein römisches Heim die „casa Bartholdy" von deutschen Künstlern mit Wandgemälden schmücken ließ, gab er den Anstoß zur Wiederbelebung der Freskomalerei.

16. Die bekannte C-dur- Arie des Figaro aus Mozarts Oper.

17. M. wählte den hier angegebenen Reiseweg und verhandelte in Düsseldorf mit dem Dichter K. L. Immermann (1796—1840) über ein Opernbuch nach Shakespeares „Sturm". Aber auch dieser Plan zerschlug sich später, da der Dichter sich den Abänderungsvorschlägen M.s widersetzte.

18. Helmina v. Chézy (1783—1856), geb. v. Klencke, eine Enkelin der Karschin, ist als Dichterin hauptsächlich durch den sehr anfechtbaren Text zu Webers „Euryanthe" bekannt geworden. Ihre Verhandlungen mit M. blieben resultatlos.

# Inhaltsverzeichnis.


| | Seite |
|---|---|
| Vorwort | IX |
| I. Brief an Zelter | 1 |
| II. Drei Briefe an Goethe | 9 |
| III. Zwölf Briefe an Ignaz und Charlotte Moscheles | 39 |
| IV. Zwei Briefe an den Prediger Julius Schubring in Dessau | 104 |
| V. Fünf Briefe an Johann Wilhelm Schirmer in Düsseldorf | 112 |
| VI. Fünf Briefe an Ferdinand Hiller | 126 |
| VII. Zwei Briefe an Ferdinand David | 160 |
| VIII. Vier Briefe an Erich Heinrich Verkenius in Köln | 171 |
| IX. Drei Familienbriefe | 190 |
| Anmerkungen | 218 |

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a. S.

F.L. 18-11-63

ML
410
M5W6

797508

Mendelssohn-Bartholdy, Felix

Felix Mendelssohn-Bartholdy

ML
410
M5W6

Mendelssohn-Bartholdy, Felix

Felix Mendelssohn Bartholdy

Music

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 13 02 01 010 3